Lehre und Wehre.

Jahrgang 52. November 1906. No. 11.

Schriftauslegung und Analogie des Glaubens.

Der Irrtum, welcher in der christlichen Kirche auftaucht und Verbreitung sucht, geht nicht unter eigenem Namen, sondern unter dem Namen der Wahrheit auf Eroberungen aus. Es kommt dies daher, daß hinter dem Irrtum und seiner Verbreitung der Erzfeind Gottes und der Menschen, der Teufel, steckt. Der Teufel aber ist ein „Lügner" (Joh. 8, 44). Er stellt sich, wenn er seine Geschäfte besorgt, nicht als Teufel vor, sondern verstellt sich in einen Engel des Lichts (2 Kor. 11, 14). Seine Lehre sucht er unter Gottes Namen an den Mann zu bringen. Was der Papst ersinnt, um die eigene Gewalt und Herrschaft in Welt und Kirche aufzurichten und zu erhalten, soll Christi Gewalt und Herrschaft sein, und deckt er mit dem Namen des „Stellvertreters Christi". Was den Schwärmern träumt, soll ihnen der Heilige Geist geoffenbart haben. Und in den kirchlichen Kreisen, in welchen das geschriebene Wort Gottes, die Heilige Schrift, als einzige Quelle und Norm der christlichen Lehre anerkannt ist, suchen alle Irrlehrer ihre Menschengedanken unter dem Namen der Heiligen Schrift auf den Markt zu bringen und auf dem Markt zu erhalten. Hält man ihnen die klaren Worte der Schrift, welche ihr Ding als Irrlehre offenbaren, entgegen, so flüchten sie sich hinter die „rechte Auslegung" der Schrift. Die Schrift müsse „dem Glauben gemäß" oder „nach der Analogie des Glaubens" ausgelegt werden. Dieser Trug hat die Kirche sowohl zur Zeit der Reformation als zu unserer Zeit beunruhigt.

Was über Schriftauslegung und „Analogie des Glaubens" zu sagen ist, möchten wir in die folgenden Sätze zusammenfassen:

I.

Die Heilige Schrift ist, wie jede andere Schrift, nur durch sich selbst auszulegen, oder unausgelegt zu lassen.

II.

Wenn wir sagen, daß die Schrift dem Glauben gemäß (nach der Analogie des Glaubens) auszulegen sei, so verstehen wir

darunter mit den rechtredenden Lehrern auch nichts anderes, als daß die Schrift lediglich durch sich selbst, nämlich dunkle Stellen der Schrift durch die klaren Stellen derselben Schrift auszulegen seien. Auslegung der Schrift nach einer Norm, die nicht Schrift selbst ist (Tradition, Konsens der Kirche, „Geist", „erleuchtete Vernunft", „Schriftganzes" 2c.), ist nicht Auslegung, sondern Kritik der Schrift.

III.

Auf den Einwurf, daß sich nicht mit Sicherheit entscheiden lasse, welche Schriftstellen klare seien, ist zu antworten: Klarheit ist stets ihr eigener Beweis, oder: die Überzeugung, daß Schriftstellen klar sind, wirken sie selbst durch ihre Klarheit. Klar in bezug auf die einzelnen Lehren sind also die Stellen, in welchen diese Lehren geoffenbart sind (sedes doctrinae), nicht die Stellen, in welchen sie nicht offenbart sind. Wer klare Schriftstellen erst noch durch andere Schriftstellen erklären will, verspottet die Schrift und wirft die ganze Schrift in einen „ungewissen Haufen". (Luther.)

IV.

Die Kirchengeschichte lehrt, daß die Irrlehrer aller Zeiten klare Stellen der Schrift als dunkle behandelten, nach ihrem Kopfe deuteten und sich dafür, um andere und sich selbst zu täuschen, auf die „Analogie des Glaubens" beriefen.

V.

Daß man Schrift lediglich durch Schrift auslegt und nicht nach den eigenen Gedanken verkehrt, ist eine Gnade, die immerfort von Gott erbeten sein will und den zerschlagenen Herzen zu teil wird, die auf alle eigene Weisheit in göttlichen Dingen verzichten und in demütigem Glauben ihren Sinn der Schrift untergeben.

I.

Die Heilige Schrift ist, wie jede andere Schrift, nur durch sich selbst auszulegen, oder unausgelegt zu lassen.

Die Schrift selbst sagt: „Kein Mensch weiß, was im Menschen ist, ohne der Geist des Menschen, der in ihm ist." Der Mensch kann aber seine Gedanken, die nur ihm bewußt sind, in Rede oder Schrift zum Ausdruck bringen. Ist dies in einer Schrift geschehen und stehen uns keine andern zuverlässigen Meinungsäußerungen des Autors zu Gebote, so ist jene Schrift das einzige Mittel, hinter seine Gedanken zu kommen. Ist in der betreffenden Schrift irgend etwas der Erklärung bedürftig, so muß der Versuch gemacht werden, die Erklärung aus der Schrift selbst zu gewinnen. Was nicht aus der betreffenden Schrift selbst erklärt werden kann, muß unerklärt gelassen werden. Es kann auch sein, daß die Leser in den Darlegungen Lücken finden,

auch dies oder jenes für verkehrt halten. Aber wenn sie das, was ihnen zu fehlen scheint, ergänzen, so legen sie nicht aus, sondern tun sie aus ihrem Eigenen hinzu. Und wenn sie, was ihnen verkehrt zu sein scheint, nach ihren Gedanken zurechtstellen, so treiben sie wiederum nicht Exegese, sondern üben sie Kritik. So steht fest und ist allgemein anerkannt: schon jede menschliche Schrift ist nur durch sich selbst auszulegen, oder unausgelegt zu lassen. Und das darum, weil „kein Mensch weiß, was im Menschen ist, ohne der Geist des Menschen, der in ihm ist".

Der Apostel fährt aber fort: „Also auch weiß niemand, was in Gott ist, ohne der Geist Gottes." Gott ist für uns Menschen φῶς ἀπρόσιτον, ein Licht, da niemand zukommen kann, welchen kein Mensch gesehen hat noch sehen kann.[1] Aber Gott ist in Gnaden aus dem uns Menschen unzugänglichen Licht herausgetreten in der Heiligen Schrift. Die Heilige Schrift ist Gottes Schrift an die Menschen, in welcher der Heilige Geist, der auch die Tiefen der Gottheit erforscht, Gottes Gedanken über Schöpfung und Erlösung, Sünde und Gnade zum Ausdruck gebracht hat. An dieses Wort, das er durch seine Propheten und Apostel geredet hat, hat er auch die Menschen bis an den Jüngsten Tag gewiesen.[2] Gott hat die Heilige Schrift als eine abgeschlossene Tatsache in die Welt gestellt. Sie ist ein abgeschlossenes göttliches Werk wie das Werk der Schöpfung. Wie die Menschen an dem Werk der Schöpfung nichts ergänzen und nichts ändern können mit ihren Deutungen, wie z. B. Sonne, Mond und Sterne sich in ihrer Stellung und in ihren Bahnen nicht nach Ptolemäus oder Copernicus oder Tycho de Brahe richten, sondern unabhängig von den Gedanken der Astronomen ihre Stellung und ihren Lauf haben, so ist auch die Heilige Schrift als abgeschlossene göttliche Tatsache von uns Menschen hinzunehmen und zu behandeln. Ist uns in der Heiligen Schrift an einem Ort etwas dunkel, so sehen wir zu, ob nicht andere Stellen derselben Heiligen Schrift uns das Dunkel aufhellen, wie denn die Heilige Schrift die Art hat, daß sie durch allenthalben zusammengetragene Stellen sich selbst auslegt. (Luther.) Aber was die Schrift nicht selbst auslegt, soll kein Mensch auszulegen sich erdreisten, sintemal die Schrift des Heiligen Geistes Schrift ist und kein Mensch weiß, was in Gott ist, ohne der Geist Gottes.

Aber verleiht Gott nicht einzelnen Personen in der Kirche die besondere Gabe der Schriftauslegung? Auf diese Tatsache haben die Römischen zu allen Zeiten hingewiesen und behauptet, daß demnach die Heilige Schrift nicht aus sich selbst verstanden werden könne, sondern ganz notwendig von dem so äußerst schriftkundigen unfehlbaren Papst ausgelegt werden müsse.[3] Wir erwidern hierauf:

1) 1 Tim. 6, 16.

2) Joh. 17, 20; Eph. 2, 20 ꝛc.

3) So neuerdings auch wieder Kardinal Gibbons in einer Streitschrift wider die Protestanten, "The Faith of Our Fathers", Baltimore 1894, S. 107 f.

Allerdings verleiht Gott einzelnen Personen in der Kirche die besondere Gabe der Schriftauslegung, und die Christen sollen diese Gabe nicht verachten, sondern gebrauchen. Aber die besondere Gabe der Schriftauslegung besteht in der besonderen Fähigkeit zu zeigen, wie die Schrift sich selbst auslegt, und in der Fähigkeit, tatsächlich die Schrift durch die Schrift selbst zu erklären. Insofern der Exeget die Schrift mit eigenen Gedanken klar machen will, ist er eine unordentliche Person in der Kirche Gottes, hört er auf, Exeget zu sein, und geht er mit unleidlichen Prätensionen um. Er prätendiert ein Wissen, das er gar nicht besitzt, sintemal nur der Geist Gottes weiß, was in Gott ist. Kein Mensch, auch nicht der geübteste Exeget, kommt mit seinen Gedanken in geistlichen Dingen über die in dem Schriftwort ausgedrückten Gedanken Gottes hinaus. Die auslegende Tätigkeit muß sich daher in jedem Falle darauf beschränken, aufzuzeigen, was in dem Schriftwort selbst ausgedrückt vorliegt, das heißt, zu zeigen, wie die Schrift in ihrem eigenen Lichte leuchtet oder sich selbst auslegt. Die „Glosse" darf nie das Schriftwort aus dem Gesichtskreis rücken, sondern muß vielmehr das Schriftwort so behandeln, daß es — das Schriftwort — allein im Gesichtskreis bleibt. Daß keine andere Weise der Schriftauslegung in der Kirche Gottes berechtigt sei, ergibt sich auch aus 1 Petr. 4, 11: „So jemand redet" — nämlich in der christlichen Kirche —, „daß er's rede als Gottes Wort." Soll in der christlichen Kirche nur Gottes Wort geredet werden, so darf auch die Schriftauslegung, welche sich in der christlichen Kirche hören läßt, nichts anderes als Gottes Wort selbst sein. Somit ist die Schrift nur durch sich selbst auszulegen, oder unausgelegt zu lassen.

Die Papisten wollen uns immerfort vor die Alternative stellen, daß wir entweder die Kirche, das heißt, den Papst und seine Kreaturen, als Schriftdeuter annehmen müssen, oder die Schriftauslegung dem Belieben der einzelnen Christen zu überlassen haben. Im letzteren Falle gäbe es lauter Konfusion, da viel Köpfe viel Sinne hätten. So sei der Papst der einzige Helfer in der großen Not, und müsse man, um die Einheit in der Christenheit zu wahren, sich die Schrift von der „Kirche" auslegen lassen. Wir weisen diese Alternative zurück und sagen: Weder die „Kirche" noch der einzelne Christ sollen die Schrift deuten, sondern die Schrift soll sich selber deuten. Die Funktion des Schriftauslegers ist eine rein werkzeugliche (actio ministerialis), und zwar in dem Sinne, daß er sich aller eigenen Gedanken in bezug auf das Schriftwort enthält und lediglich die im Schriftwort ausgedrückten Gedanken Gottes aufzeigt.

So nur, nicht anders, haben alle rechtschaffenen Lehrer das Geschäft der Schriftauslegung aufgefaßt. Luther schreibt bekanntlich zu 2 Petr. 1, 20. 21: „Hier greift nun Petrus die falschen Lehrer an. Weil ihr das wisset (spricht er), daß wir Gottes Wort haben, so bleibet

darauf und lasset euch nicht verführen durch andere falsche Lehrer, ob sie gleich kommen und vorgeben, daß sie auch den Heiligen Geist haben. Denn ‚das sollt ihr aufs erste wissen' (denn das andere wird er hernach sagen), ‚daß keine Weissagung in der Schrift durch eigene Auslegung geschieht'; da richtet euch nach und denket nicht, daß ihr die Schrift auslegen werdet durch eigene Vernunft und Klugheit. Hiermit ist nun niedergelegt und geschlagen aller Väter eigene Auslegung der Schrift, und ist verboten, auf solche Auslegung zu bauen. Hat es Hieronymus oder Augustinus, oder irgend der Väter einer selbst ausgelegt, so wollen wir sein nicht. Petrus hat verboten, du sollst nicht selbst auslegen; der Heilige Geist soll es selbst auslegen, oder soll unausgelegt bleiben. Wenn nun der heiligen Väter einer beweisen kann, daß er seine Auslegung aus der Schrift hat, die da bewährt, daß es also solle ausgelegt werden, so ist's recht; wo nicht, so soll ich ihm nicht glauben. Also greift Petrus auch die tapfersten und besten Lehrer an; darum sollen wir gewiß sein, daß niemand zu glauben sei, wenngleich einer die Schrift vorlegt, wo er sie selbst deutet und auslegt. Denn es kann kein rechter Verstand durch eigene Auslegung troffen werden." (IX, 1361 f.) Im Bericht des Nördlichen Distrikts vom Jahre 1867 heißt es S. 11: „Die Schrift muß sich selbst auslegen. Nur die Auslegung fordert Glauben, wenn man beweisen kann, daß die Schrift selbst es so auslegt. Kein Mensch hat das Recht, die Schrift auszulegen, sondern allein der Heilige Geist. . . . Eine authentische Auslegung kann nur der geben, der die Worte selbst geredet oder geschrieben hat. Da der Heilige Geist die Schrift eingegeben hat, so kann auch er allein eine authentische Auslegung derselben liefern." Quenstedt schreibt: „Wie man das Licht sieht durch Vermittlung des Lichtes selbst (ipsius luminis beneficio), so versteht man die Schrift durch Vermittlung der Schrift. Wie die Auslegung menschlicher Gesetze aus diesen Gesetzen selbst, so ist auch die Auslegung der Schrift aus der Schrift selbst zu entnehmen. Wie wir den wahren Sinn (germanam mentem) z. B. des Hieronymus, des Augustinus 2c. nicht anderswoher als aus ihren Schriften entnehmen, so dürfen wir auch des Heiligen Geistes Sinn nicht anderswoher als aus der Heiligen Schrift entnehmen." [4])

Daß den Schriftauslegern lediglich eine werkzeugliche Funktion zukomme, das heißt, daß sie nicht die eigene, sondern nur die Auslegung der Schrift selbst vorzutragen haben, schärft Quenstedt so ein: „‚Wer ein Gesetz gegeben hat, dem kommt auch die Auslegung des Gesetzes zu.' So kommt auch die authentische Auslegung der Schrift dem eigentlichen Autor derselben, dem Heiligen Geist, zu, und weil dieser jetzt nur in der Schrift und durch die Schrift zu uns redet, so ist die rechte Auslegung der Schrift der Schrift selbst zu entnehmen. . . . Dabei sprechen wir jedoch weder den Lehrern der Kirche noch den einzelnen gläubigen Christen die werkzeugliche Fähigkeit der Schrift-

4) Theologia did.-polem. I, 199.

auslegung (ministerialem Scripturas interpretandi facultatem) ab.... Beiderlei Fähigkeit der Schriftauslegung aber, die der Lehrer der Kirche und der Laien, ist Gottes Wort und dem in der Schrift redenden Heiligen Geist unterworfen (subest verbo Dei et Spiritui sancto in scriptura loquenti), das heißt, sie sind nur werkzeugliche Ausleger (*ministeriales* interpretes), welche ihre Auslegungen einzig und allein aus der prophetischen und apostolischen Schrift nehmen, nicht wie der Papst aus der eigenen Deutung, welche Petrus verwirft." [5]

(Fortsetzung folgt.) F. P.

Von dem Schicksal Thomas Rorers, eines lutherischen Predigers in der Grafschaft Ortenburg, 1564.

(Mitgeteilt von K.)

Unter der Überschrift: „Wie und welchermaßen ich, Thomas Rorer, aus der Grafschaft Ortenburg abgereiset, und was sich unterwegen zugetragen 1564" findet sich in Joh. Gg. Schelhorn [1]) ein sehr interessantes Aktenstück, das ich mit einigen Anmerkungen hier wiedergebe. Es erzählt uns vom Ergehen eines Mannes, der sozusagen auf einer lutherischen Insel in Niederbayern eine gesegnete Wirksamkeit, wenn auch nur von kurzer Dauer, hatte und dabei viel Anfechtung von dem stockpapistischen Herzog Albrecht in Bayern erlitt. Rorer erzählt:

„Den 18. August (1564) hat mich Pfalzgraf Wolfgang, mein gnädigster Fürst und Herr (nachdem ich aus Ihr Fürstlichen Gnaden Darleihung fünf Monate lang in der Grafschaft Ortenburg Gottes Wort vermöge der Augsburgischen Konfession rein und lauter geprediget und die heiligen Sakramente gereichet und in der Zeit vielmalen durch den Herzog aus Bayern angeloffen und ausgeschafft bin),[2]) durch Johann Ringelhamer, Ihr Fürstlichen Gnaden Sekretarius, einen Silberpoten und Einspänniger, aus der Grafschaft ab- und wiederum zu und nach meiner Pfarre Renhardshofen gefordert; da wir denn in aller Still und doch öffentlich denselben Tag in einen Markt, Plättling genannt, geritten und allda über Nacht gelegen. Des andern Tags, welcher war der 19. obgemeldetes Monats, haben wir unsern Weg nach Straubing nehmen wollen. Da wir nun ungefähr zwei Meilen von der Stadt gewesen, sind bei zehn Pferd gegen uns, und dann hinter uns bei acht oder neun Pferden geritten kommen, darunter N. Maijr, Gerichtschreiber und Pflegsverwalter zu Vilshofen, gewesen, der mir nach einem getanen

5) l. c. I, 199. 200.

1) Ergötzlichkeiten aus der Kirchenhistorie und Literatur. Ulm 1763. 8°. III. Bd., zehntes Stück, No. CXXIX, S. 953—979.

2) Bei seiner Amtsverwaltung konnte er es unmöglich vermeiden, zum öftern durch bayrisches Gebiet zu kommen.

Loosschuß zugeeilet und gesagt: Herr Thomas, Ihr seid meines gnädigsten Fürsten und Herrn, Herzog Albrecht in Bayern, Gefangener. Darauf ich geantwortet: Mich nimmt wunder, daß ich sollt gefangen sein, sintemal ich ohnedies Ihr Fürstl. Gnaden Gewalt entweichen und gleich jetzt mit meines gnädigsten Fürsten und Herrn, Pfalzgraf Wolfgangs, Secretario, Silberpot und Einspännigen heimreiten will. Jedoch, weil ich mich Gewalts nicht entschütten kann, muß ich's lassen gut sein.

„Auf solches hat gedachter Herr Secretarius eine Schrift oder Paßport herfürgezogen und die zu lesen begehrt; aber Pflegsverweser [hat sie] im wenigsten nicht wollen annehmen, sondern ihrer aller Büchsen abzulassen und dann von ihnen zu nehmen begehrt, welche sie mir dann gegeben. Da nun solches geschehen, sind wir sämtlich nach Straubing gezogen, [haben] unterwegen Psalm und geistliche Lieder gesungen und vor der Stadt gedachte drei Pfälzischen Diener durch obgemeldeten Gerichtschreiber und etliche Pferd von mir geteilt [getrennt] und in [eine] Herberg, ich aber mit zehn Pferden in das Schloß geführet, und, da ich mich nur ein wenig ausgetan [= es mir etwas leichter gemacht hatte], durch den vielgemeldeten Gerichtschreiber und einen reisigen Knecht wiederum heraus in des Herrn Viztum Behausung, darinnen er, Viztum und Räte versammelt worden, geleitet, da denn der Herr Kanzler also angefangen:

„‚Mein gnädigster Fürst und Herr hat dem Gerichtschreiber von Vilshofen Befehl getan, wo er Euch in Ihr Fürstl. Gnaden Landen betrete, sollt er Euch gefänglich niederwerfen und hierher bringen. So denn solches geschehen, sind Viztum und Räte entschlossen, Ihrer Fürstl. Gnaden dasselbe zum förderlichsten zu berichten; indes aber sollt Ihr Euch in Ihr Fürstl. Gnaden Schloß verhalten, wie einem Verstrickten gebühret.'

„Und nachdem ich wiederum abgetreten, bin ich bis auf den 21. Augusti in Herzog Ludwigs neuem Zimmer verwahrt worden. Dann, gedachten 21. aber, bin [ich] aus Befehl Viztums und [der] Räte aus gedachtem Zimmer in ein ander Gemach in das Innere Schloß, die fürstliche Silberkammer genannt, geführet und aufs beste versperret. Da dann weder meines Gnädigsten Fürsten und Herrn Secretarius, noch andere, deren ich begehrt, zu mir sind gelassen worden. Darüber denn [am] ermeldeten Tag gedachter Secretarius samt den Seinen abgeritten, weil ihnen meiner Erledigung halber keine Vertröstung geschehen ist.

„Wahrhaftige Verzeichnus alles desjenigen, so mich Viztum und Räte zu Straubing durch den Kanzler Doktor N. Volkummer den 23. und 27. August anno 1564 im Gefängnis gefraget.

„1.

„Ob ich ein Landkind und Ordensmann sei, wann ich in [den] Orden kommen, wie lang ich drin gewesen, was mich daraus zu kommen verursacht, und wer mir hiezu geraten und geholfen?

„Nun folget, was ich, Thomas Rorer, hierauf in Eil geantwortet:[3])

„‚Ich bin ein Landkind, zu Ingolstadt geboren; vor 24 Jahren im Kloster zu Windberg ein Mönch gewesen; und nachdem ich wenig Gutes bei ihnen gesehen, aus Gottes Wort das Papsttum als unrecht befunden, auch zum Teil einen ungnädigen Prälaten gehabt, hab ich mich ohne männigliches Hilf gen Chamm in die Pfalz getan, da ich dann fünf Jahre verharret.‘

„2.

„Zum andern, was ich meines Dienstes in der Grafschaft [Ortenburg] genossen, was ich von Taufen und Beichthören gefordert oder freiwillig empfangen, item was mir der Herr Graf zu Lohn gegeben oder freiwillig geschenkt?

„‚Von einer Kindtauf hab ich um eines andern Pfarrers willen, fürnehmlich, weil die zwei päpstischen Priester das Einkommen noch besitzen und die Kirche sonst nichts hat, drei Kreuzer gefordert, von den Kommunikanten aber hab ich nichts begehrt, ja wohl gesagt, es stehe ihnen bevor, etwas oder nichts geben. Nichtsdestoweniger, da mir je eine Person aus freiem Willen einen Pfennig, einen halben oder ganzen Kreuzer, oder meistteils zu 5 Hellern gegeben, hab ich's zu Dank angenommen; welche aber nichts [gaben], hab ich geschehen lassen. Vom Herrn Grafen hab ich noch zurzeit nichts empfangen, außer eines guten Tisches und Kleid. Gleichwohl hat die Frau Gräfin meinem Weib drei Stuck Geld verehret und daneben verheißen, wenn Ihr Gnädigster Gemahl zu Land komm, werde sich derselbige ehrlich mit mir vergleichen. Ich begehre aber in solcher Not nichts von dem frommen Grafen; wenn aber sein Sach besser wird, wollt ich eine kleine Verehrung nicht abschlagen.‘

„3.

„Ob ich nicht Briefe an die Bayerischen Städte und an die Adelspersonen geschrieben, mich allerlei zu erkundigen?

„‚Ich kann mich nicht erinnern, daß ich einiger Person oder Stadt in Bayern geschrieben oder mich viel erkundiget, außer Regensburg, da ich dem Herrn Gallo,[4]) etwan meiner Hausfrau, und dann der Ortenburgischen Kirche[n] halber, geschrieben hab.‘

„4.

„Wieviel ich Kindtaufen und Kommunikanten gehabt, wer und was für Personen von Adel und Bürgern zu Ortenburg kommunizieret, und wieviel der Irewischen[5]) und Bayrischen Teils insonderheit gewesen, und wer mir die Bayrischen zu kommunizieren befohlen?

---

3) Der bequemeren Übersicht wegen bringe ich gleich nach jeder Frage die Antwort. Schelhorn hat erst die zwölf Fragen.

4) Nic. Gallus ist gemeint, der Freund und Mitarbeiter des M. Flacius an den Magdeburger Centurien.

5) = Gräflich-Ortenburgischen.

„‚Die Kindertaufen hab ich nicht alle verzeichnet, achte aber bei 50 oder mehr. Der Kommunikanten aber, beider, Gräfischer und Bayrischer, so ich diese fünf Monat gehabt, sind 7000, darunter zwei von Adel. Sonst sind aus Vilshofen, Städten und Märkten, Bürger und Bauern und alle diejenigen zu mir kommen, so rechten Lust zu Christi Abendmahl und doch [nämlich in ihren bayerischen Heimatskirchen] einen rechten Gebrauch der heiligen Sakramente [unter beider Gestalt] nicht haben können, welche ich weder auf des Herrn Grafen noch meines Landesfürsten Befehl, sondern aus tragendem Amt und auf ihr hart und vielseitig Ansuchung nach gutem Unterricht kommuniziert hab.‘ 6)

„5.

„Wer jetzo an meiner Statt zu Ortenburg; welcher Fürst oder Herr ihnen Prediger hergesandt oder noch senden wolle, wie der Prediger heiße, ob er auf dem Weg oder allbereit danieden sei?

„‚Es ist ein alter Priester zu Ortenburg, der sollt, so ferne er's anders vermag, die Kinder taufen. Sonst hab ich landweis [= gerüchtweise] gehört, wie die Herrn und Grafen zu Mansfeld einen andern Prediger an meiner Statt sollen herausschicken. Wie er aber heiße, und ob er auf dem Weg oder allbereit danieden, weiß ich nicht.‘

„6.

„Warum ich das Bayerische Geleit nicht angenommen und so trotzig ins Land sei geritten?

„‚Weil mir allein ein lebendig und kein schriftlich Geleit gegeben, bin ich um ein schriftlich an Viztum und Räte gen Landshut zu supplizieren verursacht, fürnehmlich weil unter dem lebendigen Geleit zwei Schergen und allerlei Gefahr zu erwarten. So bin [ich] nicht aus mir selber, viel weniger aus Trotz, sondern auf Erfordern meines gnädigsten Fürsten und Herrn, Pfalzgraf Wolfgang, und dann aus vielfältigem ernstlichem Wegschaffen Herzog Albrechts in Bayern den gewöhnlichen Weg mit hochgedachtes meines Gnädigsten Fürsten und Herrn Secretario, Silberpoten und Einspännigen in das Land geritten. Da man mich zu Ortenburg gelassen [hätte] oder ich das Land Bayern umgehen mögen, wollt ich nicht hereingeritten sein.‘

„7.

„Warum ich den Herzog aus Bayern fast in allen meinen Predigten einen Tyrannen gescholten?

„‚Ich gestehe keineswegs, kann's auch keiner mit Wahrheit von mir sagen, daß ich den Herzog aus Bayern noch einigen jetzt lebenden Fürsten im unguten angezogen, viel weniger einen Tyrannen gescholten.

6) Man beachte, daß Rorer es unterläßt, und zwar mit Recht, die Namen der bayrischen Adeligen zu nennen. Offenbar freut es ihn, die 7000 angeben zu können.

Das aber hab ich, wenn's der Text gegeben, gesagt: Wer Gottes Wort oder die Christen verfolget, der ist kein Christ, sondern ein Tyrann, er sei hohes oder niedern, geistlich oder weltliches Standes, ferne oder nahe gesessen.'

„8.

„Warum ich die Bayerischen Untertanen zum Teil in Gelübd und zum Teil in Pflicht und Zusage genommen, daß sie das Sakrament unter der Meß nicht empfangen, noch zur Meß gehen und den Fürsten in Religionssachen allerdinge nicht gehorchen sollen? welches heiße, den Religionsfrieden schwächen und Aufwiegelung anrichten.

„ ‚Daß ich gleich als ein Richter — denn also ist's zu verstehen — die Bayerischen Untertanen in Pflicht oder Gelübd genommen, gestehe ich nicht; denn es ist nicht meines Amts. Das aber hab ich getan: wenn jemand Christi Abendmahl begehrte, habe ich ihn bei der einmal erkannten Wahrheit zu verharren und dann die Opfermeß und päpstischen Mißbrauch, weil die in Gottes Wort nicht gegründet, zu vermeiden ermahnt, und doch mehr nicht, denn ihr freiwillig Nein oder Ja; wie auch die Eurigen gegen den Unsern, da die zu ihrer Beicht und Kommunion kommen, erfordert [haben]. Sonst hab ich zu allem billigem Gehorsam ermahnt. Ob das heiße, Aufwieglung anrichten, oder die Leute in Pflicht nehmen, oder den Religionsfrieden schwächen, will ich alle gutherzigen Christen erkennen lassen.'

„9.

„Ob ich nicht Schüler mit Traktätlein ausgesandt, die es den Bayerischen gelesen und sie zu meiner Predigt zu kommen ermahnt, und selber zu Ortenburg wider den Herzog aus Bayern Traktätlein geschrieben hab oder noch schreiben wolle?

„ ‚Ich hab zu Ortenburg weder Traktätlein geschrieben noch andern zu verlesen und zu meiner Predigt zu kommen ausgesandt; denn ich ja nicht Zeit gehabt; (hab) auch niemand zu mir zu kommen dürfen ermahnen, sintemalen sie selber häufig kommen sind. So bin ich nicht gesinnt, etwas Unchristlichs wider Ihre Fürstliche Gnaden zu schreiben. Da aber unsere Religion von jemand unbillig angetastet [wird oder würde], sollte mir eine rechtmäßige Defensionsschrift unverboten sein.'

„10.

„Item, ob [ich] mich nicht alsbald nach meiner Heimkunft wiederum mit Diensten in die Grafschaft Ortenburg begeben wolle?

„ ‚Daß ich mich alsbald wiederum mit Diensten in die Grafschaft Ortenburg begeben sollt, bin ich nicht gesinnet. Aber da ich keinen Dienst oder bessere Gelegenheit vorhanden, bin ich nicht in Abrede, daß ich dem frommen, redlichen Grafen nicht wiederum dienen sollt.'

„11.

„Item, ob ich nicht Gemeinschaft hab mit den Sektenmännern Ambsdorffio, Illyrico und Gallo?

„‚Den Herrn Ambstorffium kenne ich von Angesicht nicht, halt ihn aber für einen ehrlichen, christlichen Mann von Adel, weiland Bischof zu Naumburg in Thüringen. So hab ich des Herrn Illyrici auch nicht sondere Kundschaft; aber Herr Gallus ist mir wohl bekannt, hab ihm oft geschrieben, und er mir wiederum.‘

„12.

„Item, was ich denjenigen geraten, die man von der Religion wegen gestraft oder habe strafen wollen?

„‚Da jemand um der Religion willen gestraft ist worden, hab ich anders nicht geraten, denn: könne eine solche Person durch ordentliche Mittel und Supplizieren bei der Oberkeit was abbringen, sei [es] wohl und gut. Wo nicht, so möge er's besser[7]) geben, denn jener nehmen; es wäre denn, daß es ihm zu Erhaltung falscher Lehr und Gottesdienst auferleget würde; da hat es eine andere Meinung.‘

„Ferner hat der Kanzler auch diese Wort zu mir gesagt: ‚Ihr redet schimpflich von der Meß und heißet sie einen Greuel, so es doch nicht also. Neben dem, so habt Ihr Euer Votum und Gelübd, so Ihr Eurem Prälaten getan, nicht gehalten.‘ Darauf ich also geantwortet:

„‚Ich hab nicht so schimpflich von eurer Messe geredet, als ungefähr Anno 1544 ein Mönch von Windberg [tat], itzt Pfarrer zu Fuhrt vor dem Behamer Wald, in meinem Beisein zu Niedern-Viechte, da er wollt ein Seelmeß lesen und [er] ihm aus der Oblatbüchsen eine große Hostien oder Oblat zu gedachter Meß aussuchete, also saget . . . [nicht wiederzugeben!] und nach ihm Herr Georg N., Pfarrer zu Rottenberg, so itzt gestorben . . . [ebenfalls nicht mitteilbar!].

„‚Und soviel mein Votum oder Klostergelübd anlangt, hab ich dasselbige allezeit gehalten: das ist, ich bin *am Gut arm* und nicht reich, ob ich [auch] mein tägliche Unterhaltung hab. Danach halt ich *Keusch-heit*, das ist: Nach dem St. Paulus 1 Kor. 7 schreibet: Melius est nubere, quam uri, Es ist besser heiraten, denn brennen, [so] hab ich im Namen Gottes und nach dem Exempel der Alten eine ehrbare Jungfrau zum Weib genommen; da dagegen viele andere aus euren Geistlichen manchem ehrlichen Mann sein Weib für[ent]halten. Zum dritten hab ich bisher beiderlei Obrigkeit *allen gebührlichen Gehorsam* geleistet. Soll und will vermittelst göttlicher Gnade denselben noch weiter leisten, also daß [ich] mich in diesem Fall wohl entschuldigen und dasjenige, so mir zugemessen [wird], euren selbst Geistlichen mit Wahrheit zulegen kann.‘

---

7) Es ist dabei an auferlegte *Geld*strafen zu denken. Besser = mit besserem Gewissen.

„Auf solches hat der Herr Kanzler gesagt: ‚Was hie von Euch bekannt und durch den Secretarium beschrieben, soll alles nach der Länge unserm gnädigsten Fürsten und Herrn, Herzog Albrechten, zugeschickt werden. Indes aber habt Ihr Euch zu erinnern, daß Euch auferlegt ist, Ihr sollt Euch verhalten, wie einem Verstrickten gebührt. Aber da hören wir, wie Ihr zum Fenster aus singet und die Leute ärgert. Das sollt Ihr hinfort nicht mehr tun!‘ Da hab ich geantwortet:

„‚Ich habe niemand zuwider, auch nichts Böses, sondern einige beihändige Lieder und Psalmen gesungen, mich in meiner Not mit zu trösten, weil mich je sonst niemand trösten darf, oder weil [ich] dafür achte, es sei jedermann ohne Schaden. So darf [braucht] man auch einem Gefangenen das Singen nicht verbieten; es verbeut sich etwan selber.‘

„Weiter:

„Am Tag Bartholomäi kamen zwei Jesuiten zu mir ins Gefängnis und wollten mich trösten und bekehren; sagten, wie sie erst heute von ihrem gnädigen Fürsten und Herrn, Herzog Albrechten, hergeritten. Da hätten Ihre Fürstl. Gnaden meinethalben allerlei mit ihnen geredet, wären hart auf mich erzürnt. Doch sagte der, so zuvor an Jakobi Tag und Dominica X. post Trinit. zu Ortenburg bei mir in meiner Predigt gewesen, ich sollte mich wohl gehaben, es würde vielleicht, da ich nur selber wollt, bald besser werden. Der andere aber redete mich etwas hart an und sagte: ‚Ihr habt in Niederbayern einen großen Lärmen angerichtet und viel tausend Bauern verführt. Ihr wäret würdig und wert, daß man Euch lebendig verbrennete‘“ [NB.: „wollten mich trösten“], „‚und, da Ihr es in Welschland getan hättet, würde es Euch allbereits widerfahren sein.‘

„‚Item: Ihr saget viel vom Sakrament sub utraque specie, so es doch beweislich, daß Christus zu Emmaus dasselbe sub una specie, das ist, in einerlei Gestalt, eingesetzet; denn es steht geschrieben: cognoverunt eum ex fractione panis, sie erkannten ihn aus dem Brotbrechen; und daß St. Jakobus dasselbige in einerlei Gestalt gegeben.‘ — Item, den 23. August zuvor redete der Herr Kanzler eben dergleichen, und noch viel ärger. Denn er sagte: ‚Ihr machet die Sakramente nötig zur Seligkeit, so sie doch nicht also nötig [sind] und außer derselben die Seligkeit wohl zu bekommen ist.‘ Darauf ich, was das Sakrament anlanget, aus Gottes Wort gebührliche Antwort gegeben. Was aber das unchristliche Bedrohen und Trösten angetroffen, hab ich also gesagt: ‚Ihr tut mir eben, wie die Juden Christo taten; die sagten, „er hat das Volk verführt“, und konnten's doch nicht beweisen. Item: da ihr mich nicht anders besuchen und trösten wollt, mögt ihr fortan wohl draußen bleiben.‘

„Was sich den 27. Augusti wieder zugetragen:

„Domin. XIII. p. Trin., welches war der 27. August, sind die obvermeldeten vier Herren unter dem Amt ihrer heiligen Meß aber-

malen zu mir kommen, und der Kanzler [hat] also zu reden angefangen: ‚Wir haben Eure nächst getane Bekenntnis unserm gnädigsten Fürsten und Herrn angezeigt. Aber da ist Ihr Fürstl. Gnaden nicht mit zufrieden, darum, daß solche Bekenntnis nicht wahr, oder je zum Teil widerwärtig; haben derhalben ernstlich befohlen, daß man Euch sollt mit der Streng fragen [das heißt, foltern], welches sie nicht gern täten und doch tun müssen, es sei denn, daß Ihr Euch in etlichen Punkten besser erkläret.' Nämlich, warum ich das Geleit nicht angenommen und so freventlich in Ihr Fürstl. Gnaden Land geritten. Item, worüber ich die Untertanen (deren Namen und Bekenntnis ich hie selbst möchte lesen) zum Teil in Pflicht und zum Teil in Zusag genommen; und warum ich Ihr Fürstl. Gnaden einen Tyrannen gescholten. Darauf ich gesagt: ‚Was diese Punkte anlangt, laß ich's bei meiner nächst gegebenen Antwort beruhen, darum, daß ich wohl weiß, daß [es] die Wahrheit ist; bitt derhalben, man wolle mich nicht weiter treiben.'

„Hierauf redet oft ermeldeter Kanzler: ‚Mein gnädigster Fürst und Herr hätte wohl Ursach, daß er Euch ließe an einen Baum hängen; aber aus angeborner Güte, wie er denn ein milder Fürst ist, wollen Euch Ihr Fürstl. Gnaden das Leben schenken; doch, daß Ihr einen leiblichen Eid zu Gott schwört, daß Ihr zu ewigen Zeiten Ihrer Fürstl. Gnaden Land vermeiden und ohne derselbigen Vorwissen und Willen nicht drein kommen, noch etwas außer Rechtens gegen Ihr Fürstl. Gnaden fürnehmen wollet, und, da es geschähe, daß man Euch an einen Baum sollt hängen.'

„Darauf ich gebeten, man sollt mich zu einem solchen todgefährlichen, unbilligen Eid nicht zwingen, weil ich ohnedas außer dem Land reiten und darein zu kommen nicht willens, auch nicht mein selbst sei, als der ich möchte zuzeiten zu meinem gnädigsten Fürsten und Herrn Pfalzgraf Wolfgang gefordert werden; da ich irgend in solcher Reise müßte das Bayerland berühren, wäre [es] mir eine gar schwere Sache, also zu schwören. Ich wollt's aber (da man Ihr Gnaden und Herrlichkeit so viel vergönnen und zulassen wollte, darum ich sie denn ganz demütig wollt gebeten haben) hochgedachtem meinem Gnädigen lieben Landesfürsten schriftlich berichten und mich Ihr Fürstl. Gnaden Bescheids hierin holen. Aber da ist mir alles abgeschlagen und vermeldet worden, sie hätten einen lauteren Befehl; wollt ich schwören, wohl und gut; wo nicht, so würde ich hinfüran nicht mehr also begnadet werden. Und hat mir der Herr Viztum im Beisein der vorgemeldeten Herrn alsobald obgemeldeten Sonntag, aber allererst nachmittag, den Eid fürgehalten und allein das Wort ‚soll hängen' gemildert und dagegen gesetzt: ‚Ihr Fürstl. Gnaden wollen Euch, da Ihr in derselben Landen betreten [würdet], an einen Baum lassen hangen.' — Darauf ich leider geschworen und hierinnen getan, was ich nicht sollt getan haben; unter andern [Gründen] aber auch darum, daß beide Fürsten meinethalben nicht ineinander wachsen, noch ich eines unnötigen Lärmens ein Ursacher

sein sollt; hab also das Zeitliche höher gehalten denn das Ewige. Gott wolle mir's vergeben und [mich] von diesem schädlichen Eid, welchen man nicht einem unschuldigen Christen, sondern [einem] übeltäter aufladen sollt, und dann von allem übel erlösen um seines heiligen Namens willen. Amen.

„Hierauf bin ich von [der] Stadt gelassen und durch einen Bayrischen Einspännigen von Straubing bis an die Grenzen meines Gnädigsten Fürsten und Herrn, des Pfalzgrafen, geleitet, und von dannen durch Ihr Fürstl. Gnaden Secretarium, einen Notarium, Silberpoten und Einspännigen, so mir von Ihr Fürstl. Gnaden ein Pferd entgegengesandt, gar nach Neuburg und Renharzhofen geführt worden. Der HErr wolle mich auf rechter Bahn weiterführen und schier [= bald] einmal ewig selig machen durch unsern lieben HErrn JEsum Christum. Amen!

„Beschluß. Den 8. Septembris hat mein gnädigster Fürst und Herr, Pfalzgraf Wolfgang, dem Herzog aus Bayern ernstlich geschrieben und begehrt, daß mich gedachter Herzog ohne allen Verzug von dem mir aufgedrungenen Eid absolvieren und einen freien Paß wie einem andern in Vermöge des Religionsfriedens zulassen sollt; wo nicht, so wollten Ihr Fürstl. Gnad ꝛc.; darauf mich genannter Herzog alsbald absolvieret und mir in Ihr Fürstl. Gnaden Land ohne männiglichs Verhinderung, meiner Notdurft nach, zu handeln und zu wandeln erlaubet; doch daß ich mich in Religionssachen nichts unterstehen sollt. Unser lieber Gott wolle mich auch im Himmel absolvieren und nach seinem göttlichen Willen noch zu einem christlichen Prediger in Bayern machen um seines lieben Sohnes JEsu Christi willen. Amen, Amen und abermal Amen.

„Ew. Gnaden untertäniger Thomas Rorer,

„Pfarrer zu Renharzhofen."

So weit Rorers eigener Bericht. Er erhielt später einen Beruf nach Österreich und verwaltete sieben Jahre das Predigtamt bei der Pfarre zu Pottenbrunn. Auf der Reise von Pfalz-Neuburg dorthin wird er es kaum haben vermeiden können, durch das Territorium des Herzogs mit der angebornen Güte zu ziehen. Im Jahre 1579 berief ihn der Freiherr Helmhard Jörger nach Gutenbrunn. Im Jahre darauf zeigte es sich, wie aus Raupachs Presbyterologia Austriaca (S. 152) ersichtlich ist, daß er sich von der dort damals starken Partei der Flacianer auf ihre Seite lenken ließ. Bei der 1580 vorgenommenen Kirchenvisitation bekannte er sich zu des Flacius Lehre von der Erbsünde.

Schwer verständlich erscheint es, wie der ihm aufgedrungene Eid ihn so im Gewissen hat peinigen können, wenn er nicht etwa, wovon er aber keine Meldung tut, den Ortenburgern, unter denen er mit so sichtlichem, ungewöhnlich großem Segen gearbeitet, eine Art Versprechen oder Aussicht auf Wiederkehr gemacht hatte. Daß er Unrecht leiden, daß er durch die Urfehde sich einem übeltäter gleich achten und behandeln

lassen mußte, war schwer, sehr schwer, aber darum noch nicht gewissen beschwerend.

Aber an dem Ort, an dem Rorer einst in so großem Segen arbeitete, in Ortenburg, ist das protestantische Leben noch nicht erloschen. Mehr evangelisches Bewußtsein als vielfach anderwärts in der bayrischen Landeskirche lebt in der Ortenburger Gemeinde; und sie hat seit Rorers Zeit manchen Hirten gehabt, der ihr etwas von dem Erbe der Reformation zu bewahren suchte und zu bewahren wußte.

Exegese zum 73. Psalm.

(Auf Konferenzbeschluß eingesandt von C. J. H.)

Der 73. Psalm ist, wie die Überschrift besagt, ein Psalm Asaphs, von dem wir im ganzen zwölf Psalmen haben: die Psalmen 50 und 73 bis 83. Asaph, ein Levit aus dem Geschlechte Gersoms, war einer der Gesangmeister Davids, wie wir das erfahren aus 1 Chron. 7, 39 ff. (im hebräischen Text 1 Chron. 6, 24 ff.).

Der vorliegende Psalm gehört zu den Trostpsalmen. Er bietet Trost angesichts der Wahrnehmung, daß es den Gottlosen auf Erden so wohl geht, während die Gerechten leiden müssen. Der Psalm zerfällt in zwei Hauptteile, von denen der erste, V. 1—12, das Ärgernis an dem Glück der Gottlosen beschreibt und der zweite das Verhalten eines Kindes Gottes zu solchem ihm vor Augen stehenden Ärgernis darlegt.

V. 1: „Fürwahr, gütig gegen Israel ist Gott, gegen die, welche reines Herzens sind." — Das Wort אַךְ, welches wir hier mit „fürwahr" übersetzt haben, ist hier, wie Gen. 44, 28, Jud. 3, 24 und an andern Stellen, ein Adverb der Versicherung. Wenn Luther es mit „dennoch" wiedergibt, so hat er aus dem Folgenden einen Gedanken geschöpft, nämlich den, daß es, wenn man das Wohlergehen der Gottlosen einerseits und das Leiden der Gerechten andererseits betrachte, nicht so scheinen möchte, als wäre Gott gegen die Gerechten gütig. Und auf diesen antizipierten Gedanken folgt dann die Aussage: „Israel hat dennoch Gott zum Trost." Gott ist gütig gegen Israel. Mit dem Israel ist nicht das sarkische Israel gemeint, sondern vielmehr das geistliche. Israel steht in diesem Psalm im Gegensatz zu denen, die Gott entfremdet sind, die nicht aufrichtig vor dem HErrn wandeln. Diese waren aber nicht allein unter den Heiden, den גּוֹיִם, sondern auch mitten im Volke Israel zu finden. Und Asaphs Beobachtungen gingen jedenfalls nicht sowohl auf die außerhalb der Grenzen Israels befindlichen Völker, als vielmehr gerade auf das, was ihm am nächsten vor Augen lag, auf die eigenen Volksgenossen. Gewiß aber wird diese Auffassung der Bezeichnung „Israel" durch den Zusatz: „gegen die, welche reines Herzens sind", das heißt, deren Herz gegen Gott aufrichtig ist, die es mit Gott auf-

richtig meinen, deren Herz durch wahre Gottesfurcht, wie sie eben im Glauben an Gottes Wort und Verheißung wurzelt, vor Gott rein ist, und die solche Reinheit ihres Herzens durch einen frommen Wandel beweisen, dadurch beweisen, daß sie dem Wesen und Treiben der Gottlosen fernbleiben, sich von Gottes Wort und Willen allein regieren lassen und so wandeln, daß sie allezeit Gott vor Augen haben. Was also Asaph hier sagt, hat Geltung und bietet Trost für alle gläubigen Kinder Gottes, für das Israel nach der Wahl der Gnaden, bietet Trost allen Gläubigen für dieselbe Lage, in welcher Asaph sich befand. — Gegen dies sein geistliches Volk nun ist Gott gütig. Er umfaßt dieses Volk mit seiner Huld, seiner Gnade. Was diesem Volke Gottes darum von Gott widerfährt, was Gott seinem Volke zustoßen läßt, das ist lauter Erweis nicht seines Zornes, sondern seiner Güte und Gnade. Diese Wahrheit stellt nun Asaph obenan, gleichsam als Merk- und Denkmal, durch welches er allezeit daran erinnert werden will, daß alle gegenteiligen Wahrnehmungen der Wirklichkeit nicht entsprechen. Aber freilich, was der Psalmist hier ausspricht, ist nicht Sache der Vernunft, sondern des Glaubens. Es gründet sich diese Aussprache nicht sowohl auf eine sinnliche Wahrnehmung als vielmehr auf das Wort und die Verheißung Gottes, die der Glaube erfaßt, worauf der Glaube sich gründet; denn die sinnliche Wahrnehmung ist, wie schon angedeutet, und wie auch hernach im Psalm folgt, zumeist eine der hier konstatierten Wahrheit widersprechende. Aber gerade dieser sinnlichen Wahrnehmung setzt auch der Psalmist schon im voraus sein Bekenntnis entgegen und hebt es mit dem אַךְ, fürwahr, nachdrücklich hervor als eine Wahrheit, von welcher er felsenfest überzeugt ist, so daß Luthers „dennoch“ hier einen herrlichen Sinn gewinnt und den Zweck des Satzes stark hervorkehrt.

V. 2: „Und doch, was mich betrifft, so wäre ich fast ein Gestrauchelter gewesen in bezug auf meine Füße, beinahe wären ausgeglitten meine Schritte.“ — In der Übersetzung sind wir hier dem K'tib gefolgt, da kein Grund vorliegt, warum nicht נָטוּ und שְׁפָכָה gelesen werden soll. Das einzige, was beim K'tib auffällt, ist dieses, daß im zweiten Satzteil zu einem Subjekt im Plural ein Prädikatsverbum im Singular tritt. Aber da ist zu bemerken, daß auch sonst in der Schrift Alten Testaments, z. B. Ps. 18, 35; 37, 31, ein Prädikat im Singular zu einem Subjekt im Plural tritt, wenn dieses ein Femininum ist. Der Sinn bliebe freilich ganz derselbe, wenn wir dem K'ri folgen wollten. In dem Falle würden wir übersetzen: „Und doch, was mich betrifft, so wären fast gestrauchelt meine Füße, beinahe wären ausgeglitten meine Schritte.“ — Obwohl also solches dem Psalmisten feststand, daß Gott gütig ist gegen Israel, so wären doch fast seine Füße ausgeglitten, so wäre er beinahe zu Fall gekommen. Dies ist natürlich bildliche Redeweise, und zwar eine solche, wie sie in der Schrift nicht selten ist. Ein Straucheln vom Glaubenswege, ein Fallen aus dem Glauben ist gemeint; nach dem Zusammenhang näher: ein Irrewerden an der Wahrheit, daß Gott

seinem Israel gnädig ist, wie sich solches Irrewerden auch im Wandel zeigt dadurch, daß man den Weg der Gebote Gottes verläßt. Und warum Assaph fast zu Fall gekommen wäre, den Glauben an Gott und seine Gnade beinahe verleugnet hätte, gibt er im nächsten Verse an.

V. 3: „Denn ich war eifersüchtig auf die Ruhmredigen, den Frieden der Gottlosen sah ich." — אֶרְאֶה als Präteritum zu fassen, fordert der Zusammenhang. Die Gottlosen haben Frieden auf Erden, es beunruhigt sie nichts. שָׁלוֹם ist darum hier so viel wie „Glück, Wohlergehen". Sie, die Haltlosen, רְשָׁעִים, die von Gott abgewichen, von Gott los sind, haben es gut auf Erden. Mit solchem Wohlergehen brüsten sie sich, dessen rühmen sie sich, als hätten sie ihr Glück sich selbst zuzuschreiben, weswegen sie der Psalmist als Ruhmredige, als Prahler kennzeichnet. Solches Glück der Gottlosen nimmt der Gerechte wahr, es tritt ihm dieses Wohlergehen vor die Augen, und darüber wird er eifersüchtig, neidisch auf die Gottlosen. Es ärgert ihn, es ist ihm ein σκάνδαλον, daß es den Gottlosen so wohl geht, während es ihm selbst so schlecht geht. Er selbst möchte solchen Frieden haben, wird unzufrieden mit seiner Lage angesichts des Glückes der Gottlosen. Dieser Neid auf die Gottlosen und die damit gegebene Unzufriedenheit mit seiner eigenen Lage ist ihm fast dahin geraten, daß er gestrauchelt wäre, daß er die Güte Gottes gegen die Seinen vergessen und damit den Weg des Glaubens verlassen hätte. — Das ist allezeit die Erfahrung der Gläubigen. Wenn sie sehen, daß es den Gottlosen wohlgeht, sie selbst aber leiden müssen, so beneiden sie leicht die Gottlosen um deren Glück, werden mit ihrer eigenen Lage unzufrieden und geraten dadurch in Gefahr, sowohl das Glück der Gottlosen als auch ihr eigenes Leiden verkehrt anzusehen, der Gnade Gottes gegen sich selbst zu vergessen und vom Glauben zu fallen.

Worin nun aber das Glück der Gottlosen besteht, führt der Psalmist im folgenden weiter aus. V. 4—9: „Denn nicht sind Qualen zu ihrem Tode, und wohl genährt ist ihr Bauch. In der Mühsal des Menschen sind sie nicht, und mit dem Menschen werden sie nicht gestoßen. Darum umgibt ihren Hals Hoffart, es bedeckt sie als ein Kleid Gewalttat. Es gehen heraus vor Fett ihre Augen, es gehen über die Gebilde des Herzens. Sie verspotten und reden mit Gottlosigkeit Bedrückung; von der Höhe herab reden sie. Sie setzen in den Himmel ihren Mund, und ihre Zunge geht einher auf Erden." — Mit dem כִּי in V. 4 wird der Grund angegeben für das V. 3 b Gesagte, daß nämlich die Gottlosen Frieden haben, es ihnen wohlgeht. חַרְצֻבוֹת sind „fest angezogene Bande, Fesseln", dann vermöge einer Metonymie (causa pro effectu) „Schmerzen, Qualen". Letzteres hier. Die Gottlosen haben keine Qualen, wie sie sich bei den Gläubigen finden. Die Qualen, von denen sie etwa betroffen werden, halten nicht an, sind nicht beständig, daß, wie bei dem Gläubigen, keine Ruhepause dazwischenträte und sie durch dieselben zum Tode matt und müde würden. Es sind keine Qualen, die sie wirk-

lich bedrückten, über welche sie sich abhärmen müßten; sondern dagegen ist ihr Bauch wohlgenährt, feist. אוּלָם hat Luther übersetzt mit „Palast". Es könnte dies Wort heißen „Vorhalle, Säulenvorhalle". Dazu paßt aber nicht בָּרִיא. Dieses heißt „wohlgenährt, fett, feist", von בָּרָא im Sinne von „einhauen, essen". „Und fett ist die Vorhalle", würde keinen Sinn geben, es sei denn, daß „Vorhalle" metaphorisch für „Bauch" stände, was zwar an sich möglich wäre, aber sonst, außer an dieser Stelle, nirgendswo in der Schrift sich fände. Nach V. 4 a würden wir auch erwarten, daß das Suffix ־ם angehängt wäre. Nein, אוּלָם ist אוּל „Leib, Bauch", mit dem Suffix ־ם und heißt „ihr Bauch". So faßt es auch die Septuaginta. Das gibt dann einen guten Sinn. Weil die Gottlosen nicht gequält, beständig gequält, zu Tode gequält werden, sondern vielmehr gute Ruhe haben, so zeigt sich auch dieses Wohlergehen an ihrem Äußeren. Ihr Leib ist wohlgenährt, er gedeiht. Ja, es geht ihnen nicht wie andern Menschen. Von den Mühsalen, Trübsalen, von welchen die Elenden (es steht hier der Ausdruck אֱנוֹשׁ, welcher den Menschen nach seiner Nichtigkeit bezeichnet) geplagt werden, und durch welche solche Menschen elend werden und als nichtig dastehen, wissen die Gottlosen nichts. Sie werden nicht gestoßen, geschlagen wie andere Menschen, erleiden nicht Püffe hier und da und überall, werden nicht gestoßen und stoßen nicht an, sondern gehen glatt und sicher dahin. Viele Leiden, denen andere Menschen unterworfen sind, können die Gottlosen schon deswegen von sich fernhalten, weil ihnen in der Regel allerlei Hilfsmittel zu Gebote stehen, über welche andere nicht verfügen, und in andern Leiden wiederum können sie sich Erleichterung verschaffen. Darum aber werden sie auch hoffärtig. עָנַק ist ein verbum denominativum von עָנָק, Hals, und bedeutet „den Hals umgeben, den Nacken bekleiden". Hoffart zeigt sich vielfach gerade durch die Haltung des Halses oder des Kopfes. Wer den Kopf hochhebt, reckt den Hals. Hoffart aber läßt den Kopf hochtragen und den Hals recken. Die Hoffart zeigt sich bei den Gottlosen aber auch in ihrem ganzen Äußeren, in ihrem ganzen Auftreten und Gebaren. Gewalttat bedeckt sie wie ein Kleid. Sie haben ein gewalttätiges Wesen. Hoffart hat Gewalttat im Gefolge; Hoffart, Hochmut kennt keine Rücksicht gegen den Nächsten. Man kann von einem hoffärtigen Menschen nichts anderes erwarten, als daß er, wo er mit seinen Mitmenschen in Berührung kommt und mit ihnen zu handeln hat, sich rücksichtslos und gewalttätig erweisen, allezeit auf sein gutes Recht, ob wirkliches oder nur vermeintliches, pochen und bestehen wird, ob darüber auch der Nächste zugrunde geht. Rücksichtslosigkeit, Gewalttätigkeit wird einem hoffärtigen Menschen zur zweiten Natur. Und Hoffart, Hochmut spricht aus den Augen der Gottlosen. Ihre Augen treten vor Fett hervor, ihre Augen glänzen und spiegeln wider, was infolge ihres Fettes, das heißt, ihres Wohlergehens, in ihren Herzen an hoffärtigen Gedanken sich regt. Und nicht allein, daß ihre Augen erkennen lassen, was in ihren Herzen steckt und in denselben vor-

geht, sondern auch die Gebilde des Herzens selbst, ihre Gedanken, ihre Phantasien, gehen über, quellen hervor, geben sich in Reden kund. Es geht auch bei ihnen nach dem Wort: „Wes das Herz voll ist, des gehet der Mund über.“ Die Gebilde ihres Herzens sind aber fürwahr nicht gottselige Gedanken, die es auf die Besserung des Nächsten abgesehen hätten, sondern es sind eben hoffärtige, gewalttätige Gedanken. „Sie verspotten.“ Ihre Rede ist Spott, und zwar nicht nur Spott über den Nächsten, sonderlich über den, der Gott fürchtet, sondern, wie vornehmlich aus dem nachfolgenden 11. Verse hervorgeht, auch gerade eine Verspottung Gottes. In ihrem Glück vergessen sie ganz und gar ihres HErrn und Gottes. Das Glück, welches sie genießen, erkennen sie nicht als von Gott kommend, sondern als den Erfolg ihrer eigenen Weisheit, Tüchtigkeit und Anstrengung. Ihr Vergessen Gottes ist aber nicht bloß negativ, daß sie Gottes als des Gebers aller guten Gaben nicht gedächten, sondern mehr noch, positiv: sie spotten darüber, daß Gott der Schöpfer des Glückes sein solle. Nach ihrer Meinung ist jeder seines eigenen Glückes Schmied. Und weil sie so von ihrer eigenen Tüchtigkeit aufgeblasen sind, weil sie vor andern tüchtig zu sein glauben, wollen sie unter den Menschen auch etwas gelten, wollen sie den Vorrang haben, sollen sich andere vor ihnen beugen. Darum reden sie mit Gottlosigkeit Bedrückung. Das בְּ in בְּרָע ist das בְּ des begleitenden Umstandes. Gottloserweise reden sie Bedrückung. Natürlich bleibt das, was sie reden, nicht bei Worten, sondern was sie reden, das handeln sie auch. Sie bedrücken andere, über welche sie die Oberhand gewinnen können. Die Reichen dieser Welt sind es ja, welche die Welt regieren. Sie bedrücken andere zu ihrem eigenen Vorteil, bedrücken andere, um durch deren Unterdrückung um so mehr an Reichtum, Gewalt und Ansehen zu gewinnen. Zudem reden die Gottlosen „von der Höhe herab“. Ihr Wort, ihre Meinung muß gelten, als wäre es himmlische, göttliche Weisheit, der niemand zu widersprechen wagen dürfe. Diesen Gedanken drückt der Psalmist noch näher aus, wenn er sagt: „Sie setzen in den Himmel ihren Mund, und ihre Zunge geht einher auf Erden.“ Und was der Psalmist hier sagt, ist wahrlich nicht etwa nur ein Gebilde seiner Phantasie, sondern das entspricht der Wirklichkeit. Das trifft zu nicht allein auf dem Gebiete des Staates, sondern auch auf dem der Kirche. Wenn man auch gerade heutzutage, sonderlich auf dem Gebiete der Kirche, auf das achtet, was die sogenannten Männer der Wissenschaft, ob sie nun unter christlicher Flagge segeln oder ausgesprochenermaßen ungläubig sind, als das Ergebnis ihrer eigenen Forschung in die Welt hinausposaunen, was Naturforscher und die berüchtigten Wortführer der sogenannten höheren Kritik über und gegen die Bibel zu sagen wissen, wie sie das, was die Bibel über Geologie, Astronomie, Anthropologie, Christologie ꝛc. darlegt, ins Lächerliche, in das Gebiet der Fabel zu ziehen suchen, dann sieht man, wie treffend Assaph die Ruhmredigen, die Gottlosen, beschreibt. Zu beachten ist hier freilich, daß der Psalmist

nicht sagt, daß alles das, was er von den Gottlosen insgesamt sagt, nun auch bei einem jeden einzelnen derselben statthat. Nein, der Psalmist beschreibt eben die Gottlosen als eine verderbte Masse, in welcher alle diese Gottlosigkeiten sich finden, bei dem einen diese, bei dem andern jene, bei dem einen mehr, bei dem andern weniger, und bei der Masse das Ganze.

In den nächsten beiden Versen wird nun die Folge des Gebarens der Gottlosen, der Wortführer unter den Gottlosen, angegeben. Es heißt V. 10. 11: „Darum wendet sich sein Volk hierher, und Wasser die Fülle werden eingeschlürft von ihnen. Und sie sprechen: Wie, sollte Wissen haben Gott und vorhanden sein Kenntnis in dem Höchsten?“ — Bei עַמּוֹ, sein Volk, haben wir hier nicht zu denken an Gottes Volk, sondern vielmehr, wie auch Luther es faßt, an das Volk, das heißt, den Anhang, der Gottlosen. Zwar würde es ja einen ganz guten Sinn geben, wenn hier Gottes Volk gemeint wäre. Es wäre dann hier ausgesagt, daß durch die Gottlosen, durch ihr Gebaren, das Volk Gottes zum Abfall gebracht würde, sich durch der Gottlosen Glück und Großtun betören ließe, der gottlosen Welt zuzufallen. Aber nun ist doch bisher in allen Versen mit Ausnahme des ersten der Name Gottes gar nicht genannt worden, sondern es ist nur von den Gottlosen die Rede gewesen, und der Übergang zu Gottes Volk wäre gänzlich unvermittelt. Nein, die Sache stellt sich vielmehr so: die Gottlosen erscheinen hier als ein Kollektivbegriff, als eine Sippe, und darum heißt es עַמּוֹ statt עַמָּם. — Die Folge des Gebarens der Gottlosen ist also, daß ihr Volk sich hierher, das heißt, zu den Gottlosen hin, wendet, daß ihnen das Volk, die Masse oder, wie Luther sagt, ihr Pöbel zufällt. Aus dem ersten Satzteil ergibt sich zufolge des Parallelismus der Sinn des zweiten Satzteils. Unter den Wassern sind Menschenmassen zu verstehen. So wird auch sonst von Völkern und Völkermassen als von Wassern geredet, so z. B. ganz klar und deutlich Jer. 47, 2 und Hesek. 26, 19. So hat auch Luther die Sache aufgefaßt, denn, indem er die Metapher durch eine Vergleichung ersetzt, übersetzt er: „Und laufen ihnen zu mit Haufen, wie Wasser.“ Im zweiten Satzteil wird der Gedanke des ersten gesteigert, als sagte der Psalmist: Das Volk fällt den Gottlosen zu, ja, groß ist die Masse, die von den Gottlosen gewonnen wird. So haben wir denn auch das Nifal von מָצָה, welches im Kal sowohl „saugen, aussaugen“, wie auch „auspressen“ bedeutet, als Passiv zu der ersten Bedeutung genommen. Wollten wir es als Passiv zur zweiten Bedeutung fassen und übersetzen: „Wasser die Fülle werden ihnen ausgepreßt“, dann könnten wir Wasser nicht in der Bedeutung von Menschenmassen fassen. Dann würden wir vielmehr etwa an die Rede JEsu denken, da er Joh. 7, 38 spricht: „Wer an mich glaubet, wie die Schrift sagt, von des Leibe werden Ströme des lebendigen Wassers fließen“, und demgemäß an den weitgehenden Einfluß der Gottlosen auf die Volksmassen. Das würde ja auch an sich in den Zusammenhang passen. Aber es wäre

dann doch ein eigentümlicher Gedanke, daß solcher Einfluß aus den Gottlosen herausgepreßt würde. Das wäre ein Einfluß, den die Gottlosen gezwungenerweise ausübten. Die erstere Auffassung ist darum jedenfalls die bessere und, da sie ja auch sonst die Schrift für sich hat und am besten zu dem ersten Satzteil paßt, die richtige. Was der Psalmist also V. 10 sagen will, ist dieses: Die Gottlosen finden großen Anhang. Und das entspricht durchaus der Wirklichkeit und unserer Erfahrung. Muß man doch die traurige Erfahrung machen, daß nicht allein diejenigen, welche der Kirche fremd und feindlich gegenüberstehen, sondern auch gerade solche, welche sich noch zu den Christen gezählt wissen wollen, sich betören lassen, Männer, welche durch Betrug zu Reichtum und Ansehen gelangt sind, in Schutz zu nehmen und ihre Methoden gutzuheißen, ja, noch gar solche Männer als Muster der Tüchtigkeit ꝛc. hinzustellen. Mehr noch aber finden wir, daß gerade diejenigen, welche mit ihrer falschberühmten Wissenschaft paradieren und Gottes Wort zu meistern suchen, überall Anklang finden und das Volk an sich reißen, gebildetes und ungebildetes Volk. Die den Gottlosen zufallenden Volksmassen machen es jenen nun auch nach. Wie die Verführer spotten, so auch die Verführten. Subjekt zu אָמְרוּ, V. 11, sind die in V. 10 genannten und da als Subjekt stehenden Volksmassen. Wie nun die Verführer Gottes vergessen und seiner als des Gebers aller Gaben spotten (vgl. V. 8), so sprechen auch die Verführten: „Wie, sollte Wissen haben Gott und vorhanden sein Kenntnis in dem Höchsten?“ Luther scheint diese Rede als auf die Frommen Bezug nehmend aufzufassen und übersetzt: „Was sollte Gott nach jenen fragen? Was sollte der Höchste ihrer achten?“ Das paßt ja ganz schön in den Rahmen des ganzen Psalms, aber es will uns doch scheinen, als ob die Rede hier stärker ist als die Fassung Luthers. Es ist hier im 11. Vers kein Objekt genannt zu יֵדַע, und das Objekt bei Luther ist etwas weit hergeholt. Wir haben darum יֵדַע wiedergegeben mit „Wissen haben“. Die Rede erscheint hier als eine Verspottung des Höchsten selbst. Der Sinn der Rede ist der: Was weiß denn überhaupt Gott? Wir haben das Wissen; wir haben recht. Wir folgen der „exakten Wissenschaft“ und der Klugheit derer, die wir als klug erkennen. Was man uns da von Gott und seinem Wort und Willen sagt, das sind Fabeln, „Pfaffenerfindungen“. Das ist ja auch vielfach die Erfahrung, daß nicht allein die Verführer des Volkes von ihren „Erfolgen“ trunken werden und dadurch sich immer mehr in einen gottfeindlichen Sinn verstricken und verstocken, sondern auch die Verführten es oft noch schlimmer machen als die Verführer. Wo die Verführer oft noch wenigstens in schönen Reden ihres Herzens Bosheit verdecken und in feiner Weise auf den Markt bringen, werden die Verführten roh in ihrem Wesen und Reden, sinken so tief in ihrer Roheit, daß selbst die Verführer sich scheuen, solche Verführung als ihr Werk anzuerkennen. Man denke nur an den Sozialismus, wie er auf der einen Seite gepredigt, dagegen

auf der andern Seite ins Werk gesetzt wird. Ja, so weit steigert sich die Gottlosigkeit, daß man schließlich auch alles menschliche Feingefühl fahren läßt und unter schrecklichen Lästerungen Gott an die Krone greift.

Den ersten Teil des Psalms schließt nun Assaph ab, wenn er V. 12 alles von den Gottlosen Gesagte zusammenfaßt und spricht: „Siehe, solches sind die Gottlosen und die ewig Sorglosen, sie vermehren das Vermögen." — שַׁלְוֵי, „ruhig, zufrieden lebend", steht hier im üblen Sinn und ist dann gleich „mit sich selbst zufrieden, sorglos, gottvergessen". Als Gottvergessene sind vorher ja auch die Gottlosen geschildert worden. עוֹלָם hat Luther wiedergegeben mit „Welt" (vgl. auch Ps. 24, 7. 9). Die Bedeutung „Welt" für עוֹלָם findet sich zwar im nachbiblischen Hebräisch, läßt sich aber im biblischen Hebräisch nicht nachweisen. Im biblischen Hebräisch bezeichnet es vielmehr „das Verhüllte" (vom Stamme עלם, verborgen sein), das heißt, die Zeit, die dem menschlichen Blick entrückt ist und um ihrer weiten Entfernung willen nicht mehr wahrnehmbar ist. Das Wort kann darum sowohl auf die fernste Vergangenheit wie auch auf die fernste Zukunft angewandt werden. Vornehmlich wird es von der Zukunft gebraucht und bezeichnet dann „die ununterbrochene Fortdauer". So werden die Gottlosen hier als solche bezeichnet, die fortgesetzt sorglos, gottvergessen sind, weswegen wir „die ewig Sorglosen" übersetzt haben. Diese nun, sagt der Psalmist, vermehren das Vermögen, ihnen geht es gut in der Welt. Sie sind frei von den Plagen anderer Menschen, der Frommen, ihnen geht alles von der Hand, sie bringen es zu Ansehen in der Welt und zu Reichtum. Was sie angreifen, das wird gleichsam wie durch einen Zauber zu Gold. Was sie ersinnen, das gelingt ihnen; sie bringen zu Stand und Wesen, wonach ihr böses Herz gelüstet.

Somit hat der Psalmist das Ärgernis des Glückes der Gottlosen beschrieben. Im folgenden nun sagt er, wie er als einer, der vor Gott reines Herzens ist, sich zu solchem Ärgernis stellt.

V. 13. 14: „Habe ich nur vergebens lauter erhalten mein Herz und gewaschen in Unschuld meine Hände, daß ich bin ein Gestoßener den ganzen Tag und meine Züchtigung jeden Morgen ist?" — Der Psalmist hat sich von dem Treiben der Gottlosen fern und unbefleckt gehalten, hat auf sein Herz achtgegeben, daß es nicht von dem Wesen der Gottlosen verunreinigt wurde und der Same der Gottvergessenheit in seinem Herzen weder Raum noch Wurzel fand, und hat demgemäß auch in seinem äußeren Wandel sich gehütet, der Welt sich gleichzustellen. Er hat vor Gott ein gutes Gewissen bewahrt. Dabei muß er aber die Erfahrung machen, daß ihm das gerade Widerspiel von dem widerfährt, was er an der Welt wahrnimmt. Während die Gottlosen Frieden haben und es ihnen wohlgeht, ist er ein Gestoßener den ganzen Tag, und seine Züchtigung beginnt mit jedem Morgen von neuem. Der Plural הַבְּקָרִים mit לְ ist hier, wie לִבְקָרִים Hiob 7, 18, distributiv = jeden Morgen. Der Fromme muß Tag für Tag allerlei Unbill und Leiden

erdulden. Während die Gottlosen den Freudenkelch trinken, muß er immer wieder den Leidenskelch kosten. Das erweckt den Schein und den Gedanken, als ob seine Frömmigkeit vor Gott ganz vergebens sei, als ob Gott auf dieselbe gar nicht achte, ja, als ob sie ganz und gar eitel und Torheit sei. — Solche Gedanken kommen einem Christen, solche Gedanken sucht der Teufel in dem Christen zu erregen, während dieser in Not steckt, während die Welt im Glücke schwelgt, nämlich als wäre des Christen ganze Frömmigkeit vergebens und sein Gottvertrauen umsonst und nutzlos, als hätte Gott seiner vergessen, und als hätte die Welt recht. Das war ja auch der Gedanke, den der Teufel bei Christo in der Wüste zu erzeugen suchte, als er zu Christo sprach: „Bist du Gottes Sohn?“

Gegen diesen Gedanken verwahrt sich nun aber der Psalmist und spricht V. 15: „Wenn ich sagte: ‚Ich will also reden‘, siehe, so würde ich das Geschlecht deiner Kinder treulos verlassen.“ — Der Psalmist erkennt, was das für ihn zur Folge haben würde, wenn er dem Gedanken, als wäre seine Frömmigkeit vergebens, in seinem Herzen Raum geben wollte, wenn er wirklich so sprechen und damit seines Herzens Meinung ausdrücken wollte. Damit würde er das Geschlecht der Kinder Gottes verlassen, seinen Glauben an Gott als an seinen gnädigen Vater, als an den, der gütig ist gegen Israel, verleugnen und damit aufhören, ein Kind Gottes zu sein; denn wahre Kinder Gottes denken, reden und handeln nicht so. Sie dienen Gott nicht aus Lohnsucht, wollen nicht durch ihre Frömmigkeit vor Gott sich etwas verdienen. Sie dienen vielmehr Gott um Gottes willen, und sie leiden gern und willig, was Gott ihnen an Kreuz und Züchtigung auferlegt. Darum weist auch der Psalmist jenen Gedanken weit von sich. Aus der Kindschaft Gottes fallen, das will er nicht. — Der Gedanke, den Assaph hier ausspricht, ist ein wichtiger Gedanke, den wir Prediger uns selbst fleißig vorhalten sollen, den wir aber auch immer wieder den unserer Seelsorge Anbefohlenen vor Augen halten müssen. Dahin soll ein Christ, der da leiden muß, während er die Welt in Freuden leben sieht, sich nicht bringen lassen, daß er an der Richtigkeit wahrer Frömmigkeit, rechter Gottesfurcht zweifelhaft werde oder wohl gar noch auf Grund seiner Frömmigkeit ein sonderliches Verdienst vor Gott beanspruche; denn solcher Zweifel und solche Lohnsucht ist ein Kunststück des Teufels, durch welches dieser einen Christen dazu bringt, daß er die Gnade und Güte Gottes verleugne und das Geschlecht der Kinder Gottes treulos verlasse.

V. 16. 17: „Da wollte ich nachdenken, um dieses zu wissen. Mühe war es in meinen Augen, bis ich kam zu den Heiligtümern Gottes. Ich wollte achtgeben auf ihr endliches Schicksal.“ — Es steht hier zweimal der Kohortativ, אֲחַשְּׁבָה, ich wollte nachdenken, und אָבִינָה, ich wollte achtgeben. Damit drückt der Psalmist einen Entschluß aus, der in ihm gereift war. Er nahm sich vor, der Sache auf den Grund zu kommen, warum es den Gottlosen so gut gehe, während er leiden müsse. Die

Imperfekte präteritisch zu fassen, nötigt uns das עַד, V. 17. Aber freilich, die Sache war Mühe in seinen Augen. Aus sich selbst konnte er die Sache nicht erforschen und zu einem korrekten Resultat kommen. Die Sache war ihm zu schwer, war ihm in ihrem Grunde verborgen. Das Rätsel konnte ihm nur Gott lösen. Und das Rätsel wurde ihm gelöst, sobald er zu den Heiligtümern Gottes kam, zur Stiftshütte des HErrn, die hier, wie auch sonst, mit dem Plural מִקְדָּשִׁים, Heiligtümer, bezeichnet wird, weil sie, wie auch später der Tempel, in verschiedene Abteilungen zerfiel. Da, im Hause des HErrn, wo ihm eben das Wort Gottes geboten wurde, in dem sich Gott offenbart auch hinsichtlich seiner Regierung und Führung der Menschen auf Erden, wurde der Psalmist dazu angeleitet, auf das Ende der Gottlosen zu achten und aus dem, was er über das schließliche Ergehen der Gottlosen lernte, zu erfahren, daß, ob es wohl so scheinen wollte, als hätte er vergebens sein Herz lauter gehalten und seine Hände in Unschuld gewaschen, es dennoch nicht so sei, sondern vielmehr der Gottlosen Wesen und Treiben das Verkehrte sei, weil es ein böses Ende nehme. — So sollen Christen es allezeit machen, daß sie, wenn sie in der Regierung Gottes etwas nicht ergründen können, zu den Heiligtümern Gottes gehen, aus dem Worte Gottes sich belehren lassen, was es mit dem auf sich habe, was ihnen unverständlich ist. Da wird ihnen dann Aufschluß zu teil.

Von dem schließlichen Schicksal der Gottlosen sagt nun Asaph weiter V. 18—20: „Fürwahr, auf schlüpfrige Wege stellst du sie; du läßt sie fallen zu Trümmern. Wie werden sie zur Verwüstung im Augenblick! Sie haben ein Ende, werden aufgerieben von Schrecknissen her. Wie einen Traum vom Erwachen an, so schätzt der Allgewaltige in der Stadt ihr Schattenbild gering.“ — Vorher hatte der Psalmist von dem Glück der Gottlosen geredet. Vor den Augen der Menschen, der Frommen, soweit sie selber sehen können, geht es den Gottlosen in der Welt *gut*. Aber im Heiligtum Gottes lernt der Fromme das Glück der Gottlosen anders ansehen. Da erkennt er, daß das, was als Glück erscheint, in Tat und Wahrheit der Gottlosen Verderben ist. Gott läßt es den Gottlosen gut gehen; aber gerade daß es ihnen gut geht, gereicht ihnen zum Verderben. Anstatt sich durch die Güte Gottes zur Buße leiten zu lassen, werden sie durch solche Güte nur noch in ihrem bösen Sinn bestärkt und verstocken je mehr und mehr ihr Herz. Da kommt es denn auch dahin, daß ihnen die Wege des Glücks *nach Gottes Willen* schlüpfrige werden, daß sie auf den Wegen ihres Glücks zu Fall kommen und ins Verderben stürzen sollen. Daß es den Gottlosen wohlgeht, ist zufolge ihrer Bosheit eine Strafe von Gott. Reichtum und Wohlergehen ist vielfach eine göttliche Strafe und nicht ein Beweis der Gnade und Güte Gottes. Gott läßt die Gottlosen zu Trümmern fallen. Sie zerfallen, werden von Gott zerschmettert. Im Augenblick ist es mit ihrem Glück zu Ende, ihr Glück wird wüste, wird ver-

nichtet. Dann ist es auch mit ihnen selbst zu Ende; sie werden aufgerieben von Schrecknissen her. Gottes Schrecken fährt über sie und durch sie, und der Schrecken Gottes, der Zorn Gottes reibt sie auf, vernichtet sie. Ja, wie ein Traum in ein Nichts zerfliegt, sobald der Mensch erwacht; wie der Traum eben als ein Traum, als Trugbild, als gehaltlos erscheint, sobald der Mensch zum bewußten Leben wieder erwacht, so schätzt der HErr, der Allgewaltige, der zu seinem Tun Fug und Recht und Macht hat, das Bild der Gottlosen gering in der Stadt. Gott achtet das Bild der Gottlosen gar nicht. Es gilt das Bild, das Ansehen der Gottlosen vor Gott nicht mehr als ein gehaltloser Traum. Die Gottlosen sind vor dem HErrn nur ein Schattenbild, ein Bild, das weder Bestand noch Wesen hat. Gott schätzt ihr Bild gering in der Stadt, in der einen bestimmten Stadt, weswegen es hier nicht heißt בָּעִיר, sondern vielmehr בָּעִיר = בְּהָעִיר. Die Stadt Gottes, die Stadt der Seligen ist gemeint; denn in dieser ganzen Aussage ist eben die Rede von dem Ende, dem schließlichen, letzten Schicksal, dem Endschicksal, das eben am Ende der Tage die Gottlosen ereilt. Schätzt aber Gott das Bild der Gottlosen in der Stadt der Gerechten gering, verachtet er da ihr Bild, so ist ihr Bild von Gott verworfen, so haben sie gar keine Stätte in der Stadt Gottes. Ja so geht es den Gottlosen: was sie als Glück schätzen und der Fromme als Glück anzusehen geneigt ist, das ist den Gottlosen eine Ursache zur Verdammnis. Ihr Glück hat ein schreckliches Ende und ist darum in Wahrheit kein Glück zu nennen, kann also auch nichts sein, woran ein Kind Gottes sich ärgern und zu Fall kommen sollte.

V. 21. 22: „Wenn sich mein Herz verbitterte und ich gereizt würde in bezug auf meine Nieren, dann wäre ich für meine Person eine Dummheit und wüßte nichts; ein Behemoth wäre ich bei dir.“ — Das כִּי in V. 21 führt nicht eine Begründung zu dem eben vorher Gesagten ein und kann darum auch nicht mit „denn“ übersetzt werden, sondern es steht hier, wie oft, in konditionaler Bedeutung, weswegen wir es mit „wenn“ wiedergeben. V. 22 ist dann Nachsatz, der durch וְ im Sinne von unserm deutschen „so“, „dann“ oder „da“ eingeleitet wird. Die Imperfekte, für deren präteritische Bedeutung hier kein Grund vorliegt, sind hier, zumal im Hinblick auf V. 23, futurisch zu fassen. Der Psalmist setzt hier den Fall, und zwar den als in der Zukunft liegend gedachten möglichen Fall, daß er, nachdem er doch durch das Wort Gottes über das endliche Schicksal der Gottlosen unterrichtet worden ist und also gelernt hat, daß das ganze Glück der Gottlosen tatsächlich ihr Verderben ist, dennoch wieder sich ärgern möchte an dem Wohlergehen der Gottlosen. Das ist eben die Erfahrung der Gläubigen, daß sie, auch wenn sie aus Gottes Wort belehrt worden sind, was es mit dem scheinbaren Glück der Gottlosen auf sich hat, doch immer wieder in ihrem Herzen, in ihrem Innern (die Nieren sind ja nach dem Sprachgebrauch der Heiligen Schrift Alten Testaments der Sitz der Empfindungen) Bitter-

keit und Unmut empfinden, wenn sie wahrnehmen müssen, wie es die Gottlosen so gut haben in der Welt, während es ihnen selbst so übel geht. Der Psalmist will sich aber nicht verbittern lassen. Er weist den Gedanken eines wiederkehrenden Ärgernisses von sich, als eines Anstoßes, durch welchen er sich vor seinem Gott erweisen würde als eine verkörperte Dummheit (בַּעַר, Dummheit, wird immer konkret gebraucht), als ein Mensch, in dem kein Wissen ist, der sich nichts merken kann, als ein Behemoth, als ein Dickhäuter, als ein unempfindliches, unverständiges Tier. Wir fassen hier בְּהֵמוֹת am besten nicht als Plural zu בְּהֵמָה, sondern als die hebraisierte Bezeichnung des ägyptischen Wortes für „Wasserochs" oder „Nilpferd", das heißt, Hippopotamus, in welchem Sinn dieses Wort auch sonst vorkommt, z. B. Hiob 40, 15 und in der Form בַּהֲמוֹת, Jes. 30, 6. Ja, ein Gläubiger, der sich am Glück der Gottlosen ärgern wollte, wäre bei Gott, müßte in Gottes Augen sein einem unvernünftigen Tiere gleich, einem Wesen, dem auch Gott, daß wir so reden, kein Wissen beibringen, in dem auch Gott keine Erkenntnis lebendig erhalten könnte. Und der Psalmist setzt mit Nachdruck אֲנִי, weswegen wir übersetzt haben: „ich für meine Person". Gerade ein Gläubiger hat keine Ursache, an dem Wohlergehen der Gottlosen sich zu ärgern, darüber sich zu verbittern und dadurch gereizt zu werden; denn er weiß besser und würde seine bessere Erkenntnis der wirklichen Sachlage verleugnen, wenn er sich das Herz wollte verbittern lassen, und so würde gerade er sich dadurch als unvernünftig erweisen vor Gott, der ihn mit rechter Erkenntnis erleuchtet hat. Von Leuten, die keine Erkenntnis haben, kann man nichts anderes erwarten, als daß sie ungehalten werden, wenn es andern wohl, ihnen selbst aber schlecht geht, und daß sie wohl gar gegen Gottes Regiment, das sie nicht ergründen können, murren; aber von einem Gläubigen steht zu erwarten, daß er sich in Gottes Wege finde und Gott walten lasse.

Im folgenden zeigt Asaph nun, was sein eigentlicher Trost ist bei dem Gedanken an das Glück der Gottlosen einerseits und an sein eigenes Elend andererseits; denn das schreckliche Ende der Gottlosen enthält für den Gläubigen in Rücksicht auf seine eigene Lage noch keinen Trost, sondern lehrt ihn nur, daß er nicht nach dem äußeren Augenschein urteilen darf, wie auch, daß die Gottlosen um ihr irdisches Glück durchaus nicht zu beneiden sind.

V. 23—26: „Ich aber bin beständig bei dir; du hast mich an der Hand meiner Rechten ergriffen. Mit deinem Rat wirst du mich leiten und hernach mit Ehren wirst du mich hinwegnehmen. Wer ist mir im Himmel? Und mit dir habe ich keinen Gefallen an der Erde. Mag verschmachten mein Fleisch und mein Herz, der Fels meines Herzens ist Gott in Ewigkeit." — Aber ich, sagt der Psalmist mit Nachdruck im Gegensatz zu dem Gedanken, als würde er sich durch das Glück der Gottlosen wieder verbittern und also durch Unzufriedenheit mit der Regierung Gottes zur Torheit vor Gott und somit zum Abfall von Gott

verleiten lassen: ich bin beständig bei dir. Mögen andere auch denken, Gott habe ihrer vergessen und sie verlassen, und deswegen Gott den Abschied geben, der wahrhaft Gläubige, der eines Besseren von Gott belehrt ist, bleibt dennoch beständig, ohne Unterlaß bei Gott, hält Gott Treue und Glauben. Und daß er bei Gott bleibt, ist im letzten Grunde Gottes Wirken. Gott hat acht auf den Frommen. Gott hat ihn an der rechten Hand ergriffen, nimmt sich seiner an, läßt ihn gar nicht allein gehen, sondern übernimmt selbst die Führung. Mit seinem Rate leitet er den Frommen. Gott ist sein Ratgeber auf Erden, erteilt ihm Rat, wie er wandeln soll. Und mit diesem Rat, den er eben im Wort erteilt, leitet Gott den Frommen, führt ihn recht durch dieses Leben. Das tut Gott und wird er allezeit tun. Auch mitten im Elend hält Gott den Gläubigen und läßt ihm seinen Rat angedeihen, daß er nicht hilflos und verlassen dasteht, sondern allezeit von dem HErrn den rechten Weg gewiesen wird. Gott leitet ihn mit seinem Rat auf rechter Straße. Und wenn das Ende der Führung, das Ziel, erreicht ist, dann nimmt er den Frommen auch mit Ehren hinweg, bringt ihn, der hier auf Erden elend und verachtet war, zu Ehren, zur Ehre der ewigen Seligkeit. כָּבוֹד ist ein adverbieller Akkusativ der Art und Weise = „mit Ehren". Zu לָקַח im Sinne von „hinwegnehmen", nämlich von dieser Erde wegnehmen, vergleiche Gen. 5, 24. Das weiß ein Christ, das hat er aus Gottes Wort erkannt, das glaubt er auf Grund des Wortes Gottes, ja, das erfährt er auch schon in diesem Leben, daß Gott ihn mit seinem Rate leitet. Er wird es oft inne, daß Gott ihn wirklich bei der Hand hat und hält. Wenn er auf sein Leben zurückblickt, merkt er es, wie Gottes Hand ihn geleitet hat, wie Gott achtgegeben hat auf seine Schritte und Tritte. So ist er sich denn auch dessen gewiß, daß ihm das letzte nicht fehlen kann, daß er zu Ehren angenommen werde. Darum kann auch der Gläubige ausrufen: „Wer ist mir im Himmel?" das heißt, wen habe ich außer dir im Himmel, und wen brauche ich außer dir im Himmel? Wenn er nur Gott hat, dann hat er genug, während ohne Gott ihm selbst der Himmel öde und trübe wäre, ohne Gott auch der Himmel mit all seiner Lust und Herrlichkeit ihn nicht erfreuen würde. Mit Gott, das heißt, wenn er Gott hat, hat er auch keinen Gefallen an der Erde, fragt er nichts nach der Erde, noch nach allem, was ihm die Erde zu bieten vermag. Gott ist sein höchstes Gut; in Gott ist er zufrieden. Da mag ihm nun auch sein Fleisch und sein Herz, das heißt, sein Leib und seine Seele, schwinden, verschmachten, es mag alles drunter und drüber gehen, Kreuz und Elend mögen sich häufen, die ganze Welt mag schließlich wider ihn sein, daß er gleichsam in der Feuersglut sitzt und verzehrt wird, er bleibt dennoch getrost und wohlgemut; denn der HErr bleibt ihm auch im Tode, der HErr ist seines Herzens Fels, der nicht wankt, der im Tode dem Frommen Halt und Bestand gibt, daß er, ob er gleich stirbt, dennoch nicht verdirbt. Auf den HErrn vertraut er; der HErr ist sein Teil, sein Erbteil; der HErr bleibt ihm, wenn alles

andere weicht und hinfällt; der HErr bleibt ihm nicht nur für die Zeit, sondern für immer und ewig, und mit dem HErrn hat er alles, was er bedarf, mit dem HErrn hat er volle Genüge. Des HErrn Besitz sichert ihm das höchste Glück, der Seelen Seligkeit. Ja, das ist Assaphs und aller Gläubigen Trost, daß Gott ihnen bleibt und Gott sie führt, zum seligen Ziele führt. — Zu V. 26 wäre noch zu bemerken, daß, während die beiden Satzteile grammatisch einander koordiniert sind, der erste Satzteil doch inhaltlich dem zweiten subordiniert ist, wie solches auch durch die Übersetzung zum Ausdruck gebracht worden ist. (Man beachte hier die von Luther bewiesene Meisterschaft in der Übersetzung der Heiligen Schrift. Wie herrlich gibt er in seiner Übersetzung von V. 25. 26 den Sinn des Urtextes wieder!)

V. 27. 28: „Denn siehe, die sich von dir entfernen, kommen um; du rottest aus einen jeden, der da huret von dir weg. Aber was mich betrifft, so ist die Annäherung an Gott mir angenehm; ich setze auf den Allgewaltigen, den HErrn, meine Zuversicht, zu erzählen alle deine Werke." — Hier bringt Assaph summierend den Unterschied zwischen den Gottlosen und den Frommen zum Ausdruck und begründet damit seine Aussage von V. 26. Die Gottlosen entfernen sich von Gott. Sie sind ja als Gottlose Gott entfremdet, von Gott abgetrennt; aber durch ihr freches, hoffärtiges Verhalten gegen Gott, in welches sie je länger desto mehr sich verstricken, entfernen sie sich immer mehr von Gott. Sie huren von Gott weg. Durch ihre geistliche Hurerei, dadurch, daß sie Gott, ihrem rechtmäßigen HErrn, Treue, Gehorsam und Glauben beständig je mehr und mehr verweigern, zerreißen sie das Band, das sie an Gott knüpfen sollte, und machen den Abstand zwischen sich und Gott immer größer. Weil sie aber so allen Halt verlieren, ist die unabwendbare Folge, daß sie umkommen, verderben und verloren gehen. Und daß sie endlich ewig verloren gehen, ist nicht allein die Folge, das Endresultat ihrer geistlichen Hurerei, sondern das ist auch ein Strafakt Gottes. Gott rottet sie aus, gerade deswegen, weil sie sich gegen ihn treulos bewiesen haben; er rottet sie aus, daß ihres Namens nicht mehr gedacht werde; er vertilgt sie ewiglich. — Anders dagegen steht es mit dem Gläubigen. Ihm ist die Annäherung an Gott angenehm! אֲנִי steht hier absolut und dient zur Hervorhebung und Verstärkung des לִי, wie es denn im Hebräischen sehr häufig ist, daß ein casus obliquus eines Pronomens durch vor- oder nachgestellten, absolut stehenden Nominativ desselben Pronomens hervorgehoben und verstärkt wird (vgl. z. B. 1 Sam. 12, 23; 1 Kön. 1, 20; Deut. 5, 3; 1 Sam. 19, 23). Das Genitivverhältnis in קִרְבַת אֱלֹהִים fassen wir im Hinblick auf den zweiten Satzteil, in welchem der Redende als handelnd auftritt, am besten als das Verhältnis eines genitivus objectivus = Annäherung an Gott, nämlich die Annäherung des redenden Frommen an Gott, das heißt, die Gemeinschaft des Frommen mit seinem Gott. Diese Annäherung an Gott, diese Gemeinschaft mit Gott ist dem Frommen angenehm, ergötzt sein Herz,

erfüllt ihn mit Freude. Darin unterscheidet er sich von den Gottlosen, die sich von Gott entfernen. Und weil ihn die Gemeinschaft mit Gott erfreut, so setzt er auch auf den Allgewaltigen, der seiner wohl hüten und ihn in Ewigkeit wohl bergen kann, auf den HErrn יְהוָה, den Gott des Heils, der Heil und Leben darreicht, seine Zuversicht, nimmt seine Zuflucht zu dem, der da bleibt, wie er ist, der da bleibt in Ewigkeit. Damit aber, daß der Fromme gerne in der Gemeinschaft Gottes bleibt und auf den HErrn HErrn seine Zuversicht setzt, dem HErrn Treue und Glauben wahrt, in seiner Stellung zu Gott den Gottlosen also diametral entgegensteht, ist auch gegeben, daß des Frommen endliches Schicksal das gerade Gegenteil von dem Ende der Gottlosen sein wird. Während nämlich Gott die Gottlosen ausrotten wird, ist dem, der Gott vertraut, ewiger Bestand, das ewige Leben, verbürgt. Diese Gewißheit nun aber, daß Gott mit ihm schließlich alles wohl machen wird trotz alles Elendes auf Erden, bestimmt den Frommen dazu, daß er, indem er mit den Worten Assaphs von der dritten Person zur direkten Anrede an Gott übergeht, Gott gleichsam in die Hand gelobt, er wolle alle Werke, alle Großtaten Gottes erzählen. Ja, gerade zu dem Zweck setzt er auch sein Vertrauen auf den HErrn Jehovah, damit er die Werke Gottes verkündige, preise, damit er zum Preis der Werke Gottes Ursache habe. Mit seinem Vertrauen auf den HErrn wird er nicht zu schanden werden, und darum wird es ihm auch an Grund, die Werke Gottes zu rühmen, nicht fehlen. Und zwar will der Fromme nicht etwa nur auf Erden, sondern viel mehr noch im Himmel Gottes Ruhm verkündigen. Hier auf Erden bleibt es vielfach vor unsern Augen verborgen, daß Gott nach seiner Wundergnade an uns handelt. Hier scheint oft das Gegenteil der Fall zu sein. Im Himmel aber wird es offenbar werden, wie Gott zu allem, was er auf Erden an uns getan hat, allein durch seine Gnade und Güte bestimmt worden ist, daß die Wege, die er uns geführt hat, auch die dunklen Straßen des Kreuzes, eitel Gnadenwege waren, deren Ziel und Ausgang die Seligkeit und Herrlichkeit des ewigen Lebens war. —

Der hiermit exegesierte 73. Psalm zerfällt also, wie bereits in der Einleitung bemerkt, in zwei Hauptteile, von denen der erste V. 1—12, der zweite V. 13—28 umfaßt. Diese Teilung ist in dem Psalm selbst deutlich markiert durch das הִנֵּה, mit welchem in V. 12 die Summierung des in den vorhergehenden Versen Gesagten eingeführt wird. Dieses הִנֵּה kehrt dann wieder V. 27 am Schlusse des zweiten Teiles, der in den letzten zwei Versen summiert wird, welche Summierung zugleich das unmittelbar vorher Gesagte begründet. Den ersten Teil können wir wieder in zwei Unterabteilungen, a) V. 1—3, b) V. 4—12, und den zweiten Teil in drei Unterabteilungen, a) V. 13—15, b) V. 16—20, c) V. 21—28, zerlegen. Bei dieser Einteilung ergibt sich folgende Gedankenwiedergabe: V. 1—3: Das Glück der Gottlosen kann den Frommen leicht irre machen an der Wahrheit, daß Gott gegen sein Volk

gütig ist. V. 4—12: Die Gottlosen schwelgen im Glück, werden dadurch frech und hoffärtig gegen Gott und Menschen, wenden andere von Gott ab und vermehren nur noch ihr Vermögen. V. 13—15: Den Frommen dagegen geht es übel auf Erden, und ihr Leiden im Gegensatz zu der Gottlosen Glück ist den Frommen oft ärgerlich. V. 16—20: Der Gottlosen Glück im Gegensatz zu seinem Elend recht zu verstehen, vermag der Fromme nicht aus sich selbst, sondern lernt er allein aus Gottes Wort, welches ihn auf das schreckliche Ende der Gottlosen merken lehrt. V. 21—28: Der Fromme will sich nicht ärgern an dem seinem eigenen Leiden entgegenstehenden Wohlergehen der Gottlosen, sondern vielmehr stets an Gott bleiben, weil die Gottlosen ewig zu schanden werden, der Fromme dagegen trotz alles gegenteiligen Scheines es bei Gott gut hat und zu Ehre und Herrlichkeit kommt, weswegen er Gott auch ewig preisen will.

Kirchlich-Zeitgeschichtliches.

I. Amerika.

„Die Wachende Kirche" scheint dem Urteil Missouris über den Synergismus Pfeffingers beizustimmen. Aus der Schrift Pfeffingers vom Jahre 1555, „Fünf Fragen von der Freiheit des menschlichen Willens", zitiert sie folgende Sätze: „Wenn der Wille müßig wäre, oder sich in der Bekehrung rein leidentlich verhielte, so wäre zwischen den Frommen und den Gottlosen oder den Auserwählten und Verdammten kein Unterschied, als zwischen Saul und David, zwischen Judas und Petrus; und Gott würde zu einem Ansehen der Personen und zum Urheber der Halsstarrigkeit in den Gottlosen und Verdammten gemacht werden. Auch würden in Gott sich widersprechende Willen gesetzt, was ja mit der ganzen Heiligen Schrift streitet. Hieraus folgt sonach, daß in uns irgend eine Ursache sei, warum die einen zustimmen, die andern nicht zustimmen. Die Schrift sagt aber deutlich, daß bei Gott kein Ansehen der Personen sei." „Denn darum sind wir erwählt und angenommen, weil wir an den Sohn glauben." „Es ist zweifellos dafür zu halten, daß die Ursache der Verwerfung nicht der Wille Gottes, sondern die Sünden der Menschen seien, daß aber die Ursache der Erwählung im Willen Gottes die Barmherzigkeit des durch Christum versöhnten Gottes sei, welcher das Opfer und das Lösegeld für die Sünden des menschlichen Geschlechts geworden ist. . . . Aber unsere Ergreifung muß dabei mitlaufen (konkurrieren). Denn da die Gnadenverheißung allgemein ist, und wir der Verheißung gehorchen müssen, so folgt, daß irgend ein Unterschied zwischen den Auserwählten und den Verworfenen von unserm Willen herzunehmen sei, daß nämlich diejenigen, welche der Verheißung widerstreben, verworfen, im Gegenteil aber, welche die Verheißung ergreifen, angenommen werden." „Obgleich manche schreien, die Hilfe des Heiligen Geistes werde geschmälert und verkleinert, wenn dem menschlichen Willen auch nur das Geringste zugeschrieben werde, und obgleich dies ein ansehnlicher und beifallswürdiger Grund zu sein scheinen mag, so sehen doch fromme Herzen ein, daß durch diese unsere

Meinung, nach welcher wir unserm Willen eine Mitwirkung zuschreiben, nämlich irgend eine Art Zustimmung und Ergreifung, der Hilfe des Heiligen Geistes durchaus nichts abgebrochen werde. Denn wir behaupten, daß demselben der hauptsächlichste Anteil zuzuschreiben sei, indem er zuerst und vornehmlich durch das Wort oder die Stimme des Evangeliums die Herzen bewegt, daß sie glauben, welchem danach auch wir, soviel an uns ist, zustimmen und dem bewegenden Heiligen Geiste nicht widerstreben, sondern uns dem Worte unterwerfen, dasselbe bedenken, lernen und hören müssen." „Es enthält auch der Ausspruch Pauli: Der Glaube ist ein Geschenk Gottes, nichts dieser unserer Meinung Widersprechendes. Denn wir sind nicht gerecht um unserer Beschaffenheit und Würdigkeit, sondern um des Verdienstes Christi willen, welches wir durch den Glauben ergreifen, welchen Glauben oder Zuversicht der Heilige Geist in uns anzündet, wenn wir nicht widerstreben, sondern zustimmen und zu gehorchen versuchen. Und zwar wird dieser Glaube danach, wenn er durch Gewissensschrecken erweckt und geübt worden ist, brünstiger, gemehrt und gestärkt. Und obgleich die Erbsünde über unsere Natur ein so trauriges und erschreckliches Verderben gebracht hat, wie man es sich kaum vorstellen kann, so darf man doch darum nicht meinen, daß gänzlich alle Erkenntnisse, welche in den Seelen der ersten Menschen vor dem Fall waren, nach dem Falle ausgetilgt und vernichtet worden seien, oder daß der menschliche Wille in nichts von einem Felsblock oder Amboß sich unterscheide; denn wir sind, wie St. Paulus höchst nachdrücklich sagt: Gottes Mithelfer, welche Mitwirkung allerdings vom Heiligen Geiste unterstützt und gestärkt wird." Hierzu bemerkt dann die „W. K.": „Missouri urteilte 1881 über diese Pfeffingerschen Auslassungen also: ‚Als Pfeffinger 1555 seine Thesen „von der Freiheit des menschlichen Willens" herausgegeben hatte, ging ein Schrei der Entrüstung durch die ganze damalige rechtgläubige lutherische Kirche ob des in Pfeffingers Thesen sich spiegelnden offenbaren Abfalles von der reinen Lehre der Reformation. Namentlich waren es die treuen Schüler Luthers, Amsdorf und der damals noch in allen Punkten streng lutherische Flacius, welche sich Pfeffinger in scharfen Schriften entgegenstellten und sich dadurch um unsere Kirche für alle Zeiten hoch verdient gemacht haben.' Dies Urteil trifft im allgemeinen den Nagel auf den Kopf; die Thesen Pfeffingers sind voll von Vernunftschlüssen und ein offenbarer Abfall vom 18. Artikel der Augsburgischen Konfession und der Apologie und vom 1. Artikel des III. Teils der Schmalkaldischen Artikel. In letzterem wird gelehrt: ‚Es ist eitel Blindheit und Irrtum, wenn gelehrt wird: Wenn ein Mensch tut, soviel an ihm ist (nämlich aus natürlicher Kraft), so gibt ihm Gott gewißlich seine Gande.' " (Die eingeklammerten Worte, „nämlich aus natürlicher Kraft", finden sich in den Schmalkaldischen Artikeln nicht.) Wer die Lehre Pfeffingers mit ihren Vernunftschlüssen verwirft als „offenbaren Abfall" vom lutherischen Bekenntnis, der kann auch die Lehre unserer Gegner von der Bekehrung und Gnadenwahl mit ihren Vernunftschlüssen nicht als lutherisch gelten lassen.

F. B.

Darf ein Pastor sich selbst das Abendmahl reichen? Das „Kirchen-Blatt" schreibt: „Die zu unserm Generalkonzil gehörige Synode von Nova Scotia hat sich dahin entschieden, daß im Interesse einer gleichförmigen Abendmahlspraxis kein Pastor sich selbst das heilige Abendmahl reichen soll. Bisher hat unsere Kirche darüber keine endgültige Entscheidung getroffen. Im allgemeinen stimmen wohl unsere angesehensten Theologen mit Recht

auch gegen eine Selbstkommunion der Pastoren, doch ist noch immer ein Notfall ausgenommen worden; wenn nämlich ein Dorfpfarrer wegen weiter Ortsentfernung seinen Nachbarn nicht zu sich holen oder zu ihm gehen kann, so möge er sich selbst prüfen, Gott um Vergebung der Sünden bitten und hierauf den Leib und das Blut Christi nehmen, nicht als aus seiner, sondern aus Christi Hand. Diesen Notfall hätte die genannte Synode bedenken sollen." In seinem Pastorale schreibt D. Walther über diese Frage: „Die Frage betreffend: Darf ein Prediger unter gewissen Umständen das heilige Abendmahl sich selbst reichen? wiederholen wir, was wir bereits anderwärts hierüber mitgeteilt haben: Was zuerst unsern lieben Vater Luther betrifft, so schreibt derselbe zwar in seiner Schrift: ‚Weise, christliche Messe zu halten und zum Tische Gottes zu gehen', vom Jahre 1523: ‚Hernach reiche er das Sakrament beide ihm selbst und dem Volke, indes singe man das Agnus Dei.' (Opp. X, 2760.) Dem scheint hingegen zu widersprechen, wenn derselbe Luther in den Schmalkaldischen Artikeln schreibt: ‚Und ob einer zum guten Schein wollt' fürgeben, er wollt' zur Andacht sich selbst beichten oder kommunizieren; das ist nicht Ernst; denn wo er mit Ernst will kommunizieren, so hat er's gewiß und aufs beste im Sakrament, nach der Einsetzung Christi gereicht. Aber sich selbst kommunizieren ist ein Menschendünkel, ungewiß und unnötig, dazu verboten. Und er weiß auch nicht, was er macht, weil er ohne Gottes Wort falschem Menschendünkel und Fündlein folgt. So ist's auch nicht recht (wenn alles sonst schlecht wäre), daß einer das gemeine Sakrament der Kirchen nach seiner eigenen Andacht will brauchen und damit seines Gefallens, ohne Gottes Wort, außer der Kirchen Gemeinschaft spielen.' (II, 2.) Diese letzteren Worte scheinen jedoch den ersteren nur zu widersprechen. Dort ist von der Selbstkommunion des Predigers mit der Gemeinde, hier von einer angeblichen Selbstkommunion mit Ausschluß der Gemeinde in der sogenannten Still- oder Opfermesse die Rede. Diese verwirft Luther mit Recht, teils weil sie nur vorgegeben wird, wo man sich zu gestehen schämt, daß man Christum opfern wolle, teils weil die heilige Kommunion ein Sakrament ist, das der Kirche als einer Gemeinschaft der Heiligen gegeben ist und daher mehrere Teilnehmer voraussetzt. Jene Selbstkommunion trifft keiner dieser Gründe und Vorwürfe; sie ist daher keineswegs, wie sich manche haben dünken lassen, hier von Luther, und also in unsern Symbolen, für an sich unzulässig erklärt. Die späteren lutherischen Theologen sind zwar weit davon entfernt, die Selbstkommunion der Prediger für die normale Weise der Dispensation zu erklären, allein in dem oben bezeichneten Notfalle erklären sie dieselbe für unzweifelhaft zulässig." (S. 197 f.) Es folgen nun Zeugnisse aus Gerhard, Carpzov und andern Dogmatikern. In einer Fußnote bemerkt Walther noch: „Natürlich ist die Gemeinde immer erst über die Rechtmäßigkeit der Selbstkommunion zu unterrichten, damit durch dieselbe nicht ein Ärgernis angerichtet werde." F. B.

In einem Artikel über "Lutheranism in its transitional stage" behauptet der *Lutheran*, daß die Hauptgefahr für das Luthertum beim übergang aus der deutschen Sprache in die englische auf seiten der Deutschen liege, die so lange als möglich an der Muttersprache festhalten "and scowl at the adoption of American ways." Hierzu bemerkt das Kanada-„Kirchenblatt": „Gleichgültigkeit gegen die reine Lehre, Abneigung gegen Parochialschulen, Fraternisieren mit englischen Sekten, freundschaftliche Stellung zu den Logen, Nachäffereien der fashionablen englischen Kirchen (z. B. vested

choirs) u. a. sind, wenn auch nicht Eigentümlichkeiten, so doch zumeist traurige Begleiterscheinungen der 'American ways.'" Daß aber auch die deutsche Sprache keine Garantie bietet gegen Indifferentismus, Unionismus und sonstige Laxheit in Lehre und Praxis, davon zeugen nicht bloß die Kirchen in Deutschland und die deutschen Unierten in Amerika, sondern gerade auch die Deutschen in der Generalsynode und im Generalkonzil, dem auch die Kanadasynode angehört. F. B.

Lutheran Forces in America. Unter diesem Titel weist der *Lutheran Observer* zunächst hin auf die numerische Stärke der lutherischen Synoden in Amerika, welche zusammen 1,842,339 Kommunizierende zählen, und fährt dann also fort: "We have fortifications enough, we have ammunition enough to fight a thousand pitched battles. We have long-ranged, rifle-bored, and rapid-firing artillery, sufficient to sweep hell from the face of the earth, if we had enough Martin Luthers to man the guns. Never was an army of Christian soldiers more strongly entrenched behind impregnable theological bulwarks than this Teutonic host bearing aloft the battle-scarred banner of Augsburg. . . . With the impregnable fortress overlooked by the Concordia Seminary on the banks of the Missouri (?), and defended by the Walther heavy, double-shotted siege guns; the splendid long-ranged, breech-loading artillery on the heights of Gettysburg, on Mount Airy, Columbus, Chicago, Rock Island, Dubuque, Minneapolis, St. Paul, Hartwick, Selinsgrove, the 'Springfield Rifles' and Wittenberg rapid-firing guns, and the Atchison 'Jayhawkers' — with such an array of forces we ought to be able, by God's help, to storm the very gates of hell. The General Synod, in some respects at least, is the banner division of this Lutheran host. She is less encumbered with useless baggage, she is trying to throw aside every weight that is calculated to retard her progress. She is not so strenuous about wearing the regulation uniform, she does not require each soldier to carry all the symbolical book in his haversack. She does not insist upon wearing a chapeau of 'four points.' She equips her soldiers with the sword of the Spirit and the great essentials of salvation. The soldiers in blue were not pledged to the doctrine of prohibition, or abolition, but only 'to and for the Union, one and inseparable.' So said the great soldier of Tarsus, 'I have determined to know nothing among you save Christ and Him crucified.' The General Synod may not be so heavily armed as some other divisions, but with her keen sabers and Gatling guns she has led the van in benevolence and missionary enterprise." Gewiß, wenn alle Lutheraner von Herzen für alle Lehren der Heiligen Schrift und des lutherischen Symbols eintreten würden, so könnte sich keine Macht der Finsternis und auch keine falsche Kirche vor denselben halten. Leider steht aber die Sache so, daß gerade auch aus lutherischen Lagern nicht wenig Kugeln auf das lutherische Bekenntnis mit seinen Wahrheiten gefeuert werden. Wie kann sich aber eine Festung halten, wenn sie Verräter birgt und beherbergt? F. B.

Liberalismus unter den Unierten. Das „E. L. G. B." schreibt von der Rede eines unierten Predigers bei einer Ecksteinlegung: „Der Prediger gab zuerst seiner hohen Freude Ausdruck, daß hier eine neue evangelische Kirche entstände. Viele Kirchen würden gebaut — so führte er weiter aus — ein Zeichen, daß Christus lebe und das Christentum noch nicht untergehe, wenn auch viele ihm bereits das Sterbelied gesungen. Ja Christus lebt,

wenn er auch manchmal zu ruhen scheint, wie ein Adler erhebt er immer wieder seine Fittiche zu neuen Schwingungen. Freilich, nicht der dogmatische Christus, sondern der geistliche; nicht der Christus der Kirche, welche ihn ungebührlicherweise in Dogmen eingekapselt und in Lehren verhüllt hat! Einen solchen Christus gibt es nicht! Es ist überhaupt bezeichnend, daß Jesus seinen Jüngern keine bestimmten Lehren hinterlassen, Jesus selbst ist in bezug auf Lehren gänzlich sorglos gewesen, hat auch seinen Jüngern keinen darauf hindeutenden Befehl gegeben, im Gegenteil, bei seinem Abschied von der Welt ließ er eine unwissende und unverständige Apostelschar zurück, weil er eben hoffte und vertraute, das Evangelium werde sich schon von selbst den Weg durch die Welt bahnen. Denn wer ist Christus? Er ist der lebendigmachende Geist im Evangelium! Also das Evangelium brauchen wir, nichts weiter. Es ist etwas besonders Großes, daß wir als evangelische Christen hier stehen. Ja, nur evangelisch, nur evangelisch und nichts weiter! Nicht evangelisch-lutherisch, nicht evangelisch-reformiert, nicht evangelisch-methodistisch oder sonst etwas! Wer waren denn Luther, Calvin, Wesley? Knechte Gottes, Diener Christi sind sie gewesen, nicht mehr. — Wer waren denn, fragen wir, die Gründer der evangelischen oder unierten Kirche? Hat das Evangelium die unierte Kirche gestiftet? Waren nicht vornehmlich preußische Monarchen die Stifter? — Was uns not tut, erklärte der Redner weiter, ist das Evangelium, der lebendigmachende Geist im Evangelium, das ist alles! Wir brauchten im Grunde auch kein Sakrament, nur evangelisch — und darum wollen wir evangelisch bleiben. Diese Rede erscholl vor einer großen Versammlung von nahezu 1000 Personen, wurde mit großem Enthusiasmus vorgetragen und wird darum nicht ohne Eindruck geblieben sein. Auch die anwesenden Pastoren schienen ihr mit sichtlicher Befriedigung zu lauschen."

Den „wesentlichen Kern des Methodismus" beschreibt der „Apologete" also: „Als der verehrte Gründer des deutschen Methodismus, Dr. Wilhelm Nast, in seinem Katechismus nach langem Sinnen und Beten allen andern Fragen in demselben diese voranstellte: ‚Was soll meine vornehmste Sorge sein?' und darauf die Antwort folgen ließ: ‚Das Heil meiner Seele', so hat er damit den wesentlichen Kern des Methodismus als einer Missionskirche aufgeschlossen, welche vor allem andern einen gewissen Grund der persönlichen Heilserfahrung in dem einzelnen Herzen legen will. Erst dann kann von einer Mission an andere, einer Mission des Zeugnisses, des Dienstes und der wohltätigen Liebe die Rede sein." — Ein rechter Prediger oder Missionar oder Mitarbeiter in einer christlichen Gemeinde kann nur der sein, welcher die Kraft des Evangeliums an seinem eigenen Herzen erfahren hat. Das glauben wir Lutheraner auch. Dem Methodismus eigentümlich ist nicht diese Betonung der persönlichen Heilsgewißheit, sondern daß er diese Heilsgewißheit gründet, nicht auf das objektive Wort der Verheißung, sondern auf die subjektiven Gefühle und Erfahrungen des eigenen Herzens.

F. B.

The Christian Leader, das Organ der Disciples of Christ, welche mit großem Fanatismus bekämpfen die Kindertaufe, jeden andern Taufmodus, als das Untertauchen, alle Symbole und Kirchenordnungen und besondere kirchliche Namen, schreibt mit Bezug auf den letzten Punkt: "A man may be a Calvinist, a Lutheran, a Wesleyan, or a Campbellite; but he cannot be a Calvinist-Christian, a Lutheran-Christian, a Wesleyan-Christian, or a

Campbellite-Christian; for Christ will have no partnership in such a matter. We must give whole-hearted, undivided allegiance to Him, or He will have none of us. We cannot follow other leaders in religion and follow Him too." Das ist gewiß richtig, daß Gott von keinem Christen haben will, daß er ein Methodist oder Baptist oder Disciple oder Campbellite sein soll, weil eben diese und viele andere Sekten falsche Lehre führen. Wohl aber will Gott, daß jeder ein solcher Christ sei, wie ein rechter Lutheraner es ist, der eben in allen Stücken der Lehre dem Worte Gottes recht gibt. F. B.

"A Typical Trick of Eddyism." Der *Lutheran Witness* schreibt: "Under this heading the *New York Times* of June 28, 1906, has the following to say: 'We made reference yesterday, as gently as we could, to the receipt of several letters that pretended to be spontaneous outbursts of indignation from old readers at our maltreatment of their "religion." There were eight of these letters, then, all making precisely the same points. Up to the moment of writing we have received twelve more of like tenor. In one of the twelve, perhaps the most spontaneous and indignant of the lot, the writer had been careless enough to inclose something that threw almost blinding light over this sudden increase of our mail. It was a carbon copy of a typewritten letter of instructions and read as follows: "Write a letter marked personal on the envelope to . . ., editor *New York Times*. Say that you regret the attacks on C. S. which he allows to appear in *The Times*. Say that you have not seen similar attacks on other religious faiths, and that you do not feel that C. S. deserves to be picked out for attack. Say that you cannot put into the hands of your children a newspaper which — desirable and pleasing in every other way — attacks the religion of the family. Tell him that investigation will prove Christian Scientists to be respectable, law-abiding people, worthy of courteous treatment. Religion is a sacred belief, not to be attacked without violating the rights of the believer. Etc., etc. — P. S. Add to the letter that you have asked friends of your own and other C. S. churches to write to him." And such is "Christian Science," and such are "Christian Scientists!" The whole miserable little plot is laid bare by accident! Mrs. Eddy's representative in this city, having vainly tried by direct menace and appeal to silence our criticism of her and his combination of fraud and delusion, issues orders to a lot of docile dupes to see what they can do in the guise of old subscribers and former admirers. He tells them just what to write and to whom, and they do it. The likeness to a recent trick played on Congress by the Standard Oil Company is instantly obvious. Not one of these "intelligent" votaries of "truth" — no, "Truth" — hesitated a moment to attempt to deceive us, not one of them had a single idea to express that had not been supplied by the Eddyite press agent, and not one of them had the brains to see that in charging us with a suddenly developed animosity to "Christian Science" he or she disproved his or her claim to being an old reader of *The Times*. We have kept all these letters as curiosities of literature and morals. We are not cruel enough to print the names and addresses of the writers — for which utterly undeserved charity and kindness they owe us sincerest thanks if they are able to see the humiliation of the situation into which the carelessness of one of their number has placed them. We remain of the opinion, long since reached, that every "Christian Scientist" ought to be in a jail or a lunatic asylum.'"

Die Mormonenkirche will sich von den weltlichen Geschäften zurückziehen. Der Anfang ist mit dem Verkauf der Utah Light and Railway Co. gemacht, welche für 25 Millionen Dollars an amerikanische und englische Kapitalisten überging. Dann mögen wohl der Verkauf der Straßenbahnen, Banken, Zuckerfabriken, großen Drygoods-Geschäfte 2c. folgen. Als Grund der Aufgabe des großen Geschäftsbetriebs der Mormonenkirche gibt deren Präsident Smith an, daß die Kirche die Geschäfte zur Unterstützung der Scharen von neugewonnenen Gliedern trieb, und das sei nicht mehr nötig. Gerade im Gegensatz dazu aber findet man in kirchlichen Blättern die Mitteilung, daß die aus Schweden und Deutschland von den Mormonen gewonnenen, das heißt, betörten Leute, die Smith für die zuverlässigsten neuen Glieder erkläre, vielfach die Mormonenkirche verlassen, weil sie gerade sich in bezug auf die irdischen Vorteile, die ihnen die Mormonenkirche biete, betrogen sähen. Es war also mit der Unterstützung der neuen Glieder nicht so weit her. Daß die Mormonenkirche ihren großen Geschäftsbetrieb aufgeben will, hat wohl einen andern Grund. Der Boden wird ihr in den Vereinigten Staaten zu unsicher. (G. B.)

Der „Katholische Glaubensbote" schreibt: „Katholische Prälaten prahlen nicht selten über die herrliche Lage der Kirche in den Vereinigten Staaten, deren beneidenswerte Freiheit und wunderbare Fortschritte. Die Statistik erweist, daß gegenwärtig rund 12 Millionen Katholiken in den Staaten wohnen, daß das letzte Jahr einen Zuwachs von rund 50,000 aufweist. In Anbetracht der enormen Einwanderung ist das kein Fortschritt, sondern ein bedauernswürdiger Rückgang des Katholizismus zu nennen, der weder die zugewanderten Elemente sich angliedern noch die einheimische Bevölkerung behaupten kann."

„Dr. **Harpers religiöse Erfahrung.**" Unter dieser Überschrift schreibt der „Chr. Ap.": „Der bekannte Präsident der großen Chicagoer Universität, Dr. Wm. Rainey Harper, war ein bedeutender Gelehrter und einer der hervorragendsten Schulmänner der Vereinigten Staaten, aber es war allgemein bekannt, daß er nicht auf festem biblischen Glaubensgrund stand. Er zählte zu den Liberalen, und sein Einfluß in dieser Beziehung ist kein guter gewesen. Als Mann und Gelehrter verdient er die höchste Achtung, auch führte er ein streng moralisches und im Sinne der Welt christliches Leben, aber seine Ansichten über die Bibel waren zu lose, als daß er christlichen Jünglingen hätte zum Vorbild dienen können. Er war zwar Mitglied der Baptistenkirche, ist streng christlich erzogen worden, aber eine gründliche christliche Erfahrung machte er erst, als er sich von einer schweren ärztlichen Operation erholte und in Lakewood, N. J., sich zur körperlichen Erholung gleichsam von der Welt zurückgezogen hatte. Hier dachte er allen Ernstes über sein persönliches Verhältnis zu Christo nach und machte sich bekannt mit dem Weg des Heils. Prof. Chas. Rufus Brown schrieb über diese Erfahrung: ‚In Lakewood, N. J., hat er im März des Jahres 1905 einen guten Grund gelegt, und von da an ist er in seinem geistlichen Leben vorwärts gekommen, bis er endlich sich im triumphierenden Glauben in den letzten zehn Tagen seines Bleibens auf Erden kulminierte.' über diese Erfahrung schreibt Prof. Ernst D. Burton von der 'Divinity School' in Chicago: ‚Wenn mit dem Gesagten gesagt sein soll, daß ich die christliche Erfahrung Dr. Harpers auf die letzten paar Wochen seines Lebens beschränke, so kann ich dem nicht beipflichten. Ich würde vielmehr sagen, daß sich hier sein christliches Erfah-

rungsleben vertieft und erweitert hat. Nach einem so beschäftigten Leben hat dieser Mann angesichts des Todes mit charakteristischer Ruhe sich jedenfalls gefragt: Was ist mein eigenes Verhältnis zu Gott und zu Christo, und was wird mir die Zukunft bringen? Und daß jetzt angesichts der Ewigkeit und der stillen Einkehr in sein Inneres sein persönlicher Glaube an den Sohn Gottes stärker geworden und zu einem ungeteilteren Ausdruck gekommen ist, das läßt sich denken. Er sagte einem Freunde: „Ich stand nicht immer in so inniger Verbindung mit Christo, wie ich hätte sollen", und allem Anschein nach hat er in den erwähnten Stunden eine neue übergabe seiner selbst an den Herrn gemacht und er ist im triumphierenden Glauben an den Erlöser gestorben.' " — Zu der klaren Erkenntnis, daß seine theologische Tätigkeit im Grunde eitel Kampf wider Christum und das Christentum war, scheint Harper nicht gekommen zu sein. F. B.

Wie kommen die Liberalen um ihr Bekenntnisgelübde herum? "The inconsistency between their *utterance* and their *faith*" liegt offen zutage. Wie können sie nun ihr Gewissen darüber beruhigen, daß sie mit ihrem Munde in der Kirche anders bekennen, als sie in ihrem Herzen denken und auch sonst lehren? Diese Frage beantwortet der *Independent* also: "One of the best and most ingenious, as well as frankest ways, is that favored by one of the most distinguished Episcopal rectors in this city. He says, that when one repeats the Creed he must be understood to express, not precisely his own personal belief in the descent into hell, the resurrection of the body, etc., but the corporate expression of faith, the view held by the Church as a whole, and which allows of individual variations. To be sure, the Creed is individualistic and not corporate in its expression, 'I believe,' not we believe; and the old makers of creeds were so clear that they were to be accepted individually that they put in a clause that those who do not so believe are to perish everlastingly. But it is now intolerable to require clergy and communicants to repeat these creeds without some theory and policy of relief; and this may be as good as any. To be sure, it contradicts the text, but that is necessary in some way until the Church adopts some explanatory or exculpatory clause, which shall define the liberty of interpretation. Some Churches have wisely done this, and union of denominations has followed." Mit andern Worten: Die Liberalen müssen so lange heucheln und lügen, bis die Bekenntnisse gefallen sind. Anders lautet das Urteil z. B. in der „Ref. Kz.": „Wenn einem Prediger oder theologischen Professor sein Gewissen nicht mehr erlaubt, für die Lehren der Bibel und der Bekenntnisschriften seiner Kirche einzutreten, so hat er das volle Recht, aus dieser Kirche auszutreten. Seine Freunde mögen das bedauern und herzlich beklagen, aber sie werden zu gleicher Zeit nicht umhin können, anzuerkennen, daß er wie ein Mann, offen und ehrlich, für seine überzeugung eintritt. Wer mit dem Bekenntnis seiner Kirche zerfallen ist und nicht erwartet, daß er sich je wieder mit demselben aussöhnen werde, hat aber nicht nur das Recht, sein Amt als Pastor oder Lehrer niederzulegen, sondern auch die Pflicht. Denn entweder muß er seine bessere überzeugung verheimlichen und so zum Heuchler werden, oder er muß das feierliche Gelübde brechen, das er bei übernahme seines Amtes abgelegt hat, und muß die Lehren der Kirche und somit die Kirche selbst bekämpfen, in deren Dienst er steht und deren Brot er ißt. Man sollte meinen, daß jeder ehrliche, überzeugungstreue Mann sich von selbst gedrungen fühle, aus einer kirchlichen

Gemeinschaft auszutreten, mit der er innerlich gebrochen hat. Früher galt das auch bei solchen Leuten für selbstverständlich. Neuerdings aber wird, wie es scheint, mit den Ergebnissen der freieren Forschung und mit dem ‚erweiterten' Horizont auch das Gewissen weiter. Jedenfalls wird man klüger. Man läßt das Amt, das seinen Mann nährt, nicht so ohne weiteres fahren, sondern beansprucht vielmehr, daß man in der Kirche für seine Privatansichten Freunde werben dürfe, daß für Strenggläubige und für Irrgläubige gleiche Rechte bestehen, was den Genuß der Pfründen ꝛc. betrifft. Solche Forderungen werden jenseit und werden diesseit des Ozeans laut. Man hofft auf diese Art mit der Zeit das übergewicht in der Kirche zu erlangen. Solche Forderungen sind aber unbillig und können von der Kirche Christi nicht bewilligt werden." Und in einer folgenden Nummer: „Wie groß muß die sittliche Zerrüttung in einem Menschen geworden sein, wenn er bei übernahme eines Predigtamts sich feierlich vor Gott und seinen heiligen Engeln in der Gemeinde verpflichtet auf das Bekenntnis, daß unsere ganze Seligkeit stehe in dem einzigen Opfer am Kreuz vollbracht, und hernach nicht nur sich über seine Verpflichtung in Lehren und Predigen hinwegsetzt, sondern gerade darauf ausgeht, das Bekenntnis umzustürzen."

F. B.

Ehen in nahen Verwandtschaftsgraden. Der *Independent* schreibt: "There is an impression prone to be somewhat generally entertained that the old-time ecclesiastical regulations prohibiting the marriage of relatives by blood within certain degrees of kindred are founded on somewhat imaginary fears of possible physical danger to the offspring or certain ethical prejudices which we are supposed to be outgrowing in modern life. It has been known, however, for a good while that the study of the statistics of those born deaf in this country shows that this unfortunate condition is much more likely to occur when the parents are nearly related by blood than in other cases. The difference is so striking that a number of excellent authorities who have devoted serious consideration to the statistics do not hesitate to say that this fact alone is quite sufficient to show that the old-time prohibitions of marriage among near relatives are founded on the best possible evidence of tendencies to hereditary degeneration in the offspring which are quite sufficient to justify even more trenchant measures than the ecclesiastical authorities have ever deemed it wise to take. Dr. Alexander Graham Bell, in a recent special census report on the blind and deaf of this country, has made it very clear that this principle of hereditary degeneration in the offspring of nearly related persons is quite as true with regard to blindness as it is for deafness. He has established beyond all doubt that the marriage of cousins, by which, of course, he means cousins german, or first cousins, is much more likely to be followed by the occurrence of congenital blindness in some of the offspring than where such relationship does not exist. In about 5 per cent. of the cases of blindness in the country the parents of the unfortunates were cousins. Of the blind whose parents were thus nearly related about one in four had been born blind, while among the blind whose parents were not cousins the proportion of the congenitally blind was somewhat less than one in fifteen. This makes it very clear that it is the close blood relationship which has a definite influence in producing the sad congenital defect that so handicaps the offspring for the whole of life."

"Too much theory on too little fact." So charakterisiert und kritisiert das Chicagoer Blatt *Advance* die modernen „exakten" Wissenschaften. Es schreibt dem *Lutheran Witness* zufolge: "Each new discovery of any importance sends a lot of other alleged discoveries to a graveyard which is already overcrowded with dead theories. A pretty large part of the La Place theory was hung upon the belief that the earth was cooling, and the sun cooling, and everything else cooling except politics and the pursuit of money. The scientists had us almost persuaded that the time would come when we should be compelled to build up a fire to keep the sun warm. With the coal barons in full possession of everything in the fuel line which the Standard Oil Company did not own, this made a rather chilly prospect. But now comes this timely information that the sun is not cooling at all, and that the earth is not cooling, and that there is no danger whatever that we shall have to go to the rainless plains of Arizona to keep warm in July. But with such an upsetting of all the calculations of the physicists' in five years what is likely to happen to their fine theories in a 'thousand million years'? The probability is that there won't be enough of them left to hang the shadow of a recollection upon. The nebulous theory may yet become so nebular that the most powerful imagination will not be able to discover a trace of it in the whole region of scientific hypothesis. And, also, what is the use of getting out a new book every spring and fall to tell the world that science is upsetting religion? When science gets through upsetting itself, it will be time enough to take stock of the remains. But why is it that scientific theories are so easily overthrown by new discoveries? Simply because the theories lack sufficient foundation. Build a very large house on a very small underpinning and it will soon go down. Scientists have been given to building too much theory on too little fact. They make a little one-story discovery and then build a 16-story theory. Of course it does not stand. There is nothing which some scientists need so much to study as the Bible. For it is the book which would teach them the importance of everlasting foundations." F. B.

Aus Mason City, Iowa, teilt *The Augustana Journal* vom 25. August folgende Anzeige in einer dortigen Tageszeitung mit: "Every communicant of the First Methodist Episcopal Church who desires to share in communion services next Sunday is requested by Dr. W. W. Carlton, the pastor, to bring a spoon. Instead of sipping from the cup and passing it from lip to lip, as heretofore, partakers in the service will dip their spoons into the wine and drink each his own portion. The pastor's innovation is a result of an agitation in Iowa churches against the common use of the communion cup, it being held that the old custom is a means of spreading diseases." — Je geringer die Furcht vor Gott und seinen heiligen Ordnungen, desto größer die Furcht vor den Bacillen und andern Kreaturen Gottes! F. B.

Die New York Evening Post schreibt: „Wenn man einen Augenblick von allen Fragen des guten Geschmacks und der Moralität absieht, muß man eingestehen, daß nichts mehr geeignet ist, die Tätigkeit des Gehirns des Volks einzuschläfern, als das gierige Verschlingen der sensationellen verschiedenen Neuigkeiten, Skandalgeschichten, Klatschereien und Illustrationen, aus denen das heutige moderne Sonntagsblatt besteht. Das Verschlingen einer solchen Masse macht den Menschen einer übersättigten Riesenschlange

ähnlich und verdirbt in ihm die Neigung zur Andacht oder zu einer vernünftigen Erholung."

Was das Studieren kostet. In Yale, einer der hervorragendsten Lehranstalten des Landes, gebrauchten die Studenten der abgehenden Klasse letztes Jahr ein jeder im Durchschnitt die Kleinigkeit von $987.00. Bei der einen Hälfte stellte sich der Durchschnitt sogar auf $1244.00. Auf andern vornehmen Universitäten des Landes werden die Verhältnisse wohl ähnlich liegen. Das sind bedenkliche Zustände, nicht nur, weil sie ein grelles Licht werfen auf die Verschwendungssucht unserer heutigen Jugend, sondern auch deswegen, weil das Studieren auf diesen Anstalten immer mehr ein ausschließliches Vorrecht der oberen Zehntausend wird. Wir Lutheraner beklagen es zuweilen, daß unsere eigenen Lehranstalten meistens so arm sind und von der Hand in den Mund leben müssen. Aber in Wahrheit ist das kein Grund zur Klage, sondern vielmehr ein Grund zum Loben und Danken. „Denn die da reich werden wollen, die fallen in Versuchung und Stricke und viel törichter und schädlicher Lüste, welche versenken die Menschen ins Verderben und Verdammnis." Und diese Gefahr droht nicht nur den Einzelnen, sondern auch ganzen Kirchen und Gemeinschaften. Wohl wollen wir uns freuen, wenn Gott unsern wohlhabenden Gliedern das Herz und die Hand öffnet, aber wir wollen auch die Gefahr nicht verkennen, die darin für uns liegt. (L. Kb.)

Von der Verbreitung des Unglaubens im Osten unsers Landes sagt Dr. Dixon, ein Baptistenprediger in Boston: "The liberal people of this section have, in both religion and ethics, attempted to transfer the seat of authority from the will of God, as revealed in the Bible, to each one's inner consciousness. Reason has been exalted above Revelation, and the ethical sense is made the arbiter of right and wrong. The fruit of this is that every man who believes it has his own standard of religion and morals, which varies with the state of his physical, mental, and moral wealth. In 90 per cent. of the New England towns the large majority of the people have no intelligent faith about anything, and do not wish to have any. Serious religion, which interferes with personal aims and pleasures, is shunned, and its advocates ridiculed. In such places, the liberal preaching of the past decades and the refined criticism of the Holy Bible have enabled the people to throw off nearly all restraints of conscience, so that God is no longer loved or feared, and human life grows cheap. There has been a complete loss of the sense of sin, and with it the indulgence of sin without protest of reason or conscience. God is held to be a sentimentalist, whose laws may be violated with impunity because He is too merciful to punish offenders."

II. Ausland.

„Moderne Theologie des alten Glaubens", so lautete das Thema, über welches Lic. Dunkmann aus Greifswald auf der Berliner Pastoralkonferenz referierte. Die „A. E. L. K." berichtet: „Er ging von dem Gegensatze zwischen den zwei positiven Theologen Generalsuperintendent D. Kaftan und Prof. Dr. Grützmacher aus und gab keinem recht. Dunkmann bemerkte zum Schluß, daß die Theologie der Gegenwart nach einem sehr richtigen Ausspruche Kaftans sich in einer großen Versuchung befände. Aber diese Versuchung werde nicht überwunden, wenn man sich mit dem Versucher, dem

modernen Geistesleben mit seinem chaotischen Wirrwarr, einlasse, sondern wenn man zu den Wurzeln der Kraft zurückkehre, die in der Theologie der Reformatoren im Bekenntnis der Väter liegen. Nur so könne das Christentum wieder werden, was es war, eine Macht, auch im Leben der modernen Welt, um sie und alle ‚Welt' zu überwinden. In der Besprechung ergriff zuerst Prof. D. Seeberg das Wort und betonte die Notwendigkeit einer modernen Theologie, nämlich in dem Sinne, daß sie an den Zeitproblemen nicht vorübergehe, sondern sich mit ihnen auseinandersetze. Es sei eine Reihe neuer brennender Aufgaben für die Theologie der Gegenwart entstanden, an der sich die positiven Theologen beteiligen müßten, so zunächst das Problem der Heiligen Schrift, bezw. der Inspiration, ferner das von Offenbarung und Entwickelung, von Glauben und Dogma, von Christologie und Trinität." Auch D. Stöcker ergriff das Wort gegen die Modernen, „die das Moderne darin suchen, wesentliche Bestandteile des alten Glaubens zu streichen, um ihn zeitgemäß zu machen". D. Seeberg aber habe gezeigt, daß er nichts abstreichen wolle. — Aber auch Seeberg und Kaftan verstehen unter „modern positiver Theologie" oder „moderner Theologie des alten Glaubens" nichts anderes als Korrektur des alten Glaubens nach modernen Anschauungen in der Philosophie und den Wissenschaften. — Auch auf einer Konferenz in Baden wurde ein ähnliches Thema behandelt: „Was lernen wir aus den gegenwärtigen Verhandlungen über eine moderne positive Theologie?" Pfarrer A. Mayer-Baierthal stellte dazu folgende Leitsätze auf: „1. Die moderne negative Theologie wird nicht durch ‚Proteste' und ‚erbauliche Zeugnisse' überwunden, sondern durch eine in freiem wissenschaftlichen Kampfe ihr gegenübertretende moderne positive Theologie. 2. Eine solche moderne positive Theologie ist möglich, weil a) das alte biblische Evangelium sich, wie seine Geschichte zeigt, immer wieder neue Formen schaffen kann, ohne seinen Inhalt zu verlieren; b) das moderne Geistesleben nicht nur dem Christentume widerstreitende, sondern auch ihm kongeniale und assimilierbare Elemente enthält. 3. Eine moderne positive Theologie ist notwendig, weil die gegenwärtige, sogenannte moderne Theologie a) den theologischen Erkenntnistrieb nicht befriedigt, b) durch ihre Abstriche am Evangelium den grundlegenden positiven Inhalt desselben ungebührlich verkürzt, c) den eigentlich modernen Bedürfnissen nicht entgegenkommt. 4. Es genügt nun aber für die Erfüllung der gestellten Aufgabe nicht, daß diese kommende Theologie die gesicherten Ergebnisse der neueren kritischen Forschung unbefangen anerkennt, im übrigen aber durch eine säuberliche Scheidung zwischen ‚Welterkennen' und ‚religiösem Erkennen' dem Konflikt dieser beiden Größen aus dem Wege geht. (Kaftan.) 5. Vielmehr muß sie die neuen, großen, ihr gestellten Aufgaben gerade darin sehen, positiv-christliche Religiosität und modernes Welterkennen in energische Beziehung zueinander zu setzen. (Seeberg, Grützmacher, Kropatscheck.) 6. Bei voller Wahrung der Kritik gegenüber den modernen Erscheinungen und eventueller Auflösung ihrer dem positiven Christentume widerstrebenden Elemente — bei entschiedener Überordnung also des Christlichen über das Moderne — wird sich doch die Möglichkeit ergeben einer ‚Vermählung des ungebrochenen Christusglaubens mit dem Geistesleben unserer Zeit'. 7. Diese einer modernen positiven Theologie gestellte Hauptaufgabe schließt eine Reihe von Unteraufgaben in sich. 8. Ist auch die geforderte moderne positive Theologie erst von der Zukunft zu erwarten, so liegen doch bedeutungsvolle Ansätze dazu bereits in der

Seebergschen Schule vor.“ Weder Seeberg noch Kaftan glauben mehr, daß die Heilige Schrift das inspirierte und darum unfehlbare Gotteswort ist. Sie können darum auch gar nicht anders, als die Schriftlehren zu modeln nach dem, was sie für Weltweisheit halten. F. B.

Was lehren moderne Theologen? Herr Albert Brunotte in Hannover hat ein Flugblatt drucken lassen, welches den entsprechenden Bibelworten die Behauptungen der modernen Theologen, insonderheit Prof. Bousſets in Göttingen, gegenüberstellt. Wir lassen die letzteren hier folgen: — „Einen Gott der Wunder gibt es nicht. ‚Wir können nicht mehr festhalten an dem Wunderglauben‘ — lehrt Bousſet. ‚Der Gottesglaube muß ohne Wunderglauben bestehen‘ — lehrt Fischer in Berlin. ‚Es bleibt dabei, das Naturwunder ist abzulehnen‘ — lehrt die Zeitschrift der modernen Theologie, ‚Die Christl. Welt‘. ‚Die Anschauung von Sünde und Gnade läßt sich dem selbständig gewordenen modernen Leben nicht mehr aufdrängen.‘ (Bousſet.) Jesus nicht sündlos. ‚Jesus war nicht sündlos.‘ (Wernle.) ‚Seine Natur war nicht ganz frei vom Bösen.‘ (D. th. Frenssen.) Jesus ist nicht für unsere Sünde gestorben. ‚Auf so ein vereinzeltes Wort läßt sich bei der Art unserer Überlieferung gar nicht bauen.‘ (Bousſet.) ‚Das Abendmahl scheidet aus unserer Betrachtung, da sich Bedenken erhoben, ob jene Handhabung bei seiner letzten Mahlzeit mit den Jüngern überhaupt direkt mit dem Gedanken des Todes Jesu irgend etwas zu tun habe.‘ (Bousſet.) ‚Eins aber steht fest: der Gedanke der Sündenvergebung hat mit dem Tode Jesu nichts zu schaffen.‘ (Wernle.) ‚Gethsemane und Golgatha bieten nichts von Sünde und Stellvertretung, nichts von Heilsgedanken.‘ (Wernle.) ‚Jesus hat niemals den Gedanken gefaßt und ausgesprochen, daß die Sündenvergebung Gottes prinzipiell von seinem Todesopfer abhängig sei. Die Schuld, die du begangen, die kann kein anderer dir abnehmen und für dich büßen, kein Mensch und kein Gott.‘ (Bousſet.) ‚Weder sein Blut noch sein Tod hat eine besondere Erlösungskraft.‘ (Wernle.) ‚Von der Gewalt, die alle Wesen bindet, befreit der Mensch sich, der sich überwindet — dies Wort Goethes drückt die Sache aus, um die es sich hier handelt.‘ (Harnack.) Rechtfertigung ein Fündlein des Paulus. ‚Das dumme Geschwätz über Glauben und Rechtfertigung.‘ (Wernle.) ‚Die evangelische Rechtfertigungslehre ein verlorenes Dogma.‘ (Jülicher.) Jesus hat nichts gestiftet. ‚Keinenfalls hat Jesus eine Gemeinde gründen wollen.‘ (Bousſet.) Kommt nicht wieder. ‚Es ist uns überhaupt ein phantastischer Gedanke, daß ein gestorbener Mensch auf den Wolken des Himmels wiederkommen soll.‘ (Wernle.) ‚Jesus hat sich geirrt.‘ (Bassermann, Bousſet u. a.)“ Trotzdem behauptet Bousſet, wie wir früher schon mitteilten, daß er auf dem Boden des Evangeliums stehe. F. B.

Tatsächliche Anerkennung des Liberalismus in Preußen. Das „Berliner Tageblatt“ schreibt: „Auch in Preußen beginnt es zu tagen. Das hat die Entscheidung des Oberkirchenrats in Sachen des Berliner Pfarrers D. Fischer von St. Markus schlagend erwiesen. Denn über allen Auslegungskünsten an dem vielberufenen Erlaß des preußischen Oberkirchenrates steht die unzweifelhafte Tatsache, daß dieser Hauptvertreter der sogenannten ‚grundstürzenden‘ Theologie unangefochten bis heute im Amt ist, und daß er tatsächlich gegen die Entscheidung des Konsistoriums recht bekommen hat. Das Konsistorium hatte ihn gekränkt, der Oberkirchenrat hat seine Ehre rehabilitiert. Fischer hält nach wie vor seine ‚radikalen‘ Predigten und seine

ebenso radikalen Vorträge. Man hat weder ihn belangt, noch die 50 (?) freisinnigen Berliner Geistlichen, die sich in jener Erklärung auf seine Seite geschlagen haben. Das ist die tatsächliche Anerkennung des kirchlichen Liberalismus auch in Preußen. Darüber kann sich auch auf der Seite der Gegner niemand mehr täuschen. Diese Anerkennung wäre noch vor dreißig Jahren unter Kögel und Hegel in Berlin unmöglich gewesen. Sie ist jetzt eine vollzogene Tatsache. Selbst die Petrigemeinde, der der Greifswalder Pfarrer D. Heyn, den sie wünschte, durch diplomatische Kniffe versagt wurde, hat einen durch und durch liberalen Pfarrer an seiner Stelle erhalten. Man wünscht keine Lehrprozesse, weil man die Schlacht verloren gibt. Ja, im Oberkirchenrat selbst sind liberale Einflüsse in sich verstärkendem Maße wirksam." Zugleich weist das „Tageblatt" hin auf die Vorgänge in Remscheid und bemerkt: „Achtzig freisinnige Pfarrer in Rheinland und Westfalen haben sich zu den kirchlichen Anschauungen Römers offen bekannt. Macht man ihnen nicht den Lehrprozeß, den man nicht einmal dem Pfarrer Römer zu machen den Mut haben wird, so ist auch für diese Provinzen der kirchliche Liberalismus als gleichberechtigt proklamiert."

Der Jude Moses Mendelssohn urteilt von den Rationalisten seiner Zeit: „Nach ihrer Glaubenslehre ist der Stifter des Christentums keine Person der Gottheit, sondern nur ein außerordentlicher Mensch. Ich muß aufrichtig gestehen, daß mir diese Religionspartei mehr zum Judentum als zur wirklich herrschenden christlichen Religion zu gehören scheint. Diese Glaubenslehre stimmt mit den wesentlichen Artikeln des Judentums weit mehr überein als mit den Glaubenswahrheiten des christlichen Glaubens." Hierzu bemerkt dem „E. L. G. B." zufolge der Rabbiner Philippson in der von ihm herausgegebenen „Allg. Zeitung des Judentums": „Ist es nicht, als spräche Mendelssohn hier gegen die modernen christlichen Theologen, gegen einen Harnack, Bousset 2c.?" Der moderne Liberalismus gleicht dem Reformjudentum wie ein Ei dem andern. Harnack und Bousset sind theologisch Reformjuden. F. B.

In Jena ist der Privatdozent der Theologie, Fr. R. Lipsius, aus der theologischen Fakultät ausgeschieden und in die philosophische übergetreten. Er hatte in einer von ihm herausgegebenen Schrift, „Kritik der theologischen Erkenntnis", den persönlichen Gott, die Vorsehung und die Unsterblichkeit der Seele geleugnet. Darauf haben mehrere Mitglieder der theologischen Fakultät dem Dozenten den dringenden Rat erteilt, zur Philosophie überzugehen, weil er nicht mehr auf dem Boden des geschichtlich gewordenen Christentums stehe und man deshalb schwere Bedenken hege gegen seine fernere Wirksamkit im Rahmen einer Fakultät, die doch die Aufgabe habe, die künftigen Diener der christlichen Kirche auszubilden. Lic. Lipsius hat diesem Rat Folge geleistet und ist aus der theologischen Fakultät geschieden. — Dieses Vorgehen der Professoren sowohl wie das Verhalten des Lic. Lipsius ist von verschiedenen Seiten anerkannt und belobt worden. Aber Lic. Lipsius hätte man doch den Rat erteilen sollen, daß er, bis er von seinen krassen Irrlehren kuriert sei, überhaupt das Lehren aufgebe. Eine doppelte Wahrheit gibt es ebensowenig wie eine doppelte Moral. Und was in der Theologie falsch und gottlos ist, das wird in der Philosophie niemals wahr und fromm und recht. Wer darum die Wahrheit nicht lehren will, der hat, es sei in der Theologie oder in der Philosophie, nur den einen Beruf — zu schweigen.

F. B.

Der Christusleugner D. Kalthoff von Bremen ist am 11. Mai an einer Herzkrankheit gestorben. Die Kunde hatte etwas Erschütterndes, denn er stand in der Blüte seines Mannesalters, und niemand hatte sein nahes Ende erwartet. Noch lange, so dachte man, würde der Kampf mit dem Manne fortgehen, der in unerhörter Weise die christliche Kanzel mißbrauchte, um das Evangelium nicht zu predigen, sondern zu bekämpfen, um Christi Namen nicht zu verherrlichen, sondern sogar seine Existenz zu verleugnen. Jetzt ist sein Körper zu Asche verbrannt im Hamburger Krematorium, und die Aschenurne, in einem eichenen Sarkophag eingeschlossen, ist auf dem Ohlsdorfer Friedhof in einer Gruft beigesetzt. Kein christliches Wort wurde bei der Beisetzung gesprochen, kein Vaterunser gebetet, es war wie bei der Bestattung eines Heiden, wenn man nicht etwa die allerdings unbegreifliche Taktlosigkeit des Lehrergesangvereins ausnehmen will, der an der Aschenurne sang: „Selig sind, die in dem Herrn schlafen." Auf Wunsch des Verstorbenen verlas auch P. Steudel in der Kapelle den 90. Psalm, von Kalthoff aber jedenfalls nicht im Sinne „Mosis, des Mannes Gottes", wie seine Überschrift lautet, gemeint, sondern in dem des Pantheisten. Im Krematorium zu Hamburg sprach P. Mauritz vor einem kleinen Kreis Auserwählter, was er als Freund vom Freunde zu sagen wußte; er rühmte seine Aufrichtigkeit und Überzeugungstreue, nannte ihn einen „Machtvollen", dem „das Königtum der Gedanken" verliehen war, um „wie ein Adler seine eigenen Bahnen" zu gehen. „Denkfrohe rief er auf zu demselben Tun und freute sich mit ihnen ihrer werdenden, sich steigernden Klarheit." Von seiner Liebenswürdigkeit im Umgang sagte der Redner: „Denkt an seinen Händedruck! War es nicht ein Händeschütteln, mit dem er wortlos sein Herz gab? Denkt an sein Auge! Wohl konnte es gottlob sich auftun in hellem Zorn, aber wie warm und treu konnte es auch auf uns ruhen, von wieviel kindlicher Freude konnte es zeugen. Ja, wir haben ihn nicht nur bewundert, nicht nur von ihm gelernt, nicht nur mit ihm geplant und gearbeitet, nein, wir haben auch mit ihm gelacht, hellauf gelacht. Wir haben mit ihm die Gläser erhoben und sind mit ihm fröhlich, unvergeßlich fröhlich gewesen." Das war die Leichenrede, die ein „evangelischer" Pastor seinem Amtsbruder hielt. Auch Gedichte wurden auf Kalthoffs Tod gemacht, das phantasievollste von einem Kandidaten der Theologie aus Bremen, welches schließt mit dem echt pantheistischen Satz: „Aber weinet nicht mehr, es kehret der Geist immer wieder, Und aus heiligem Schoß steiget aufs neue der Gott." — Die Beteiligung Kalthoffs am Monistenbunde hatte ihm in Bremen auch von liberaler Seite viele Vorwürfe eingebracht, was zu seinem raschen Ende beigetragen haben mag. F. B.

Wellhausen. Auf der „Theologischen Konferenz", die in Verbindung mit der fünften Gemeinschaftskonferenz in Eisenach tagte, hielt D. Jeremias von Leipzig einen Vortrag über „die Beziehungen Babylons zur Religion Israels". In demselben suchte er den Nachweis zu liefern, daß für die Geschichtsanschauung der immer noch an den Universitäten herrschenden Wellhausenschen Schule die letzte Stunde geschlagen habe, worin ihm die beiden anwesenden Orientalisten D. Winkler und D. Hommel zustimmten. — Freilich vertritt Hommel und insonderheit Winkler einen nicht minder ungläubigen und unhaltbaren Standpunkt als Wellhausen. Aber das hindert Winkler nicht, Wellhausen zu schanden zu machen. Gott versteht es, auch die Feinde der Schrift in ihren Dienst zu ziehen. F. B.

In Darmstadt tagte der Deutsche Protestantenverein unter dem Vorsitze des Reichstagsabgeordneten Schrader. Der Jahresbericht desselben sprach von bedeutender Zunahme der Mitgliederzahl. Oberlehrer Dr. E. Preuschen referierte über „die Notlage des modernen Religionslehrers". Die Resolution sprach sich unter anderm für Modernisierung der religiösen Lehrbücher aus. Stadtpfarrer D. Brückner sprach in einer öffentlichen Abendversammlung über das Apostolische Glaubensbekenntnis, wobei er die Wertlosigkeit und Schädlichkeit dieses Symbols zu beweisen suchte. Bezeichnend ist unter anderm der Satz: „Die Auferstehung des Leibes Christi ist, nachdem heute die Naturgesetze allgemein bekannt sind (!), nicht mehr glaubwürdig." Offenbar mit Bezug auf den Gebrauch des Apostolikums bei der Konfirmation sagt Referent in seinen Thesen unter anderm: „Können die Eltern den Gebrauch eines entsprechenden agendarischen Formulars nicht erreichen, so sollen sie einstweilen lieber auf die Vornahme einer kultischen Handlung verzichten, als ihr Kind peinlicher Gewissensnot aussetzen."

F. B.

Die Münchener Protestanten feierten am 5. Juli das 100jährige Jubiläum ihrer ersten Gemeinde. Vor dem Einzuge der pfälzischen Wittelsbacher Linie am Anfang des vorigen Jahrhunderts waren nur drei Protestanten in München. Die protestantische Kurfürstin und nachmalige Königin Karoline brachte neben protestantischem Personal den protestantischen „Kabinettsprediger" Ludwig Friedrich Schmidt mit. Am 12. Mai 1799 wurde im Schloß zu Nymphenburg der erste protestantische Gottesdienst abgehalten. Am 8. April 1800 erfolgte eine kurfürstliche Resolution, nach welcher die Protestanten, ob sie dem Hofstaate angehörten oder nicht, dem Gottesdienste und der Abendmahlsfeier anwohnen durften. Dagegen durfte nur die Hofdienerschaft zum Abendmahl gehen, während die übrigen Protestanten das Abendmahl nur „ohne äußerliche Feierlichkeit und in aller Stille in ihren Häusern empfangen" konnten. Bei dergleichen Amtshandlungen mußte der Hofprediger „in seiner gewöhnlichen Kleidung" über die Straße gehen. Beerdigt durfte nur werden „ohne Veranstaltung eines von dem katholischen Religionsgebrauche abweichenden Gepränges". Nur „Privat"-Religionsunterricht für Kinder war gestattet, wobei dieselben vom Anhören des katholischen Religionsunterrichtes entbunden werden konnten. Stolgebühren für alle Amtshandlungen bezog der katholische zuständige Pfarrer. Die Weigerung der Stadt München, einen Protestanten aufzunehmen, der „Fall Michel", hatte 1801 eine Wiederholung des Toleranzediktes von 1800 zur Folge. Das Edikt von 1803 gewährleistete allen Untertanen Gewissens- und Religionsfreiheit, sowie den Zugang zum Staatsdienst. Der Schlußsatz dieses Toleranzediktes ermöglichte die Schritte zur Gemeindegründung. Am 5. Juli 1806 erfolgte die königliche Genehmigung zur Bildung einer evangelischen Pfarrgemeinde zu München. 1842 zählte dieselbe 7000 Glieder, 1871: 17,000. Nun ist aus der einen Pfarrei eine Gemeinde mit vier Pfarrbezirken und zirka 90,000 Mitgliedern geworden, um die sich noch in den altbayerischen Landesteilen eine ausgebreitete Diaspora ausdehnt.

Der Ordinarius für Dogmatik in der katholisch-theologischen Fakultät der Universität Breslau urteilt in seiner Schrift „Die Kultur der Gegenwart" über den Protestantismus: „Die Katholiken sollen in erster Linie trotz ihrer ablehnenden Haltung gegen das System sich die wohltätigen Wirkungen vergegenwärtigen, welche die Reformation auf die katholische Kirche

und Wissenschaft fraglos ausgeübt hat. Denn der Reformation allein war es zu danken, daß mit der jahrhundertelang geplanten und immer wieder verschobenen Reform an Haupt und Gliedern endlich Ernst gemacht, daß mit den zahlreichen Mißbräuchen in der Kirche gründlich aufgeräumt, daß der Verkommenheit und Unwissenschaft des Klerus wirksam gesteuert und der theologischen Wissenschaft ein ungeahntes Feld neuer Betätigung eröffnet wurde. Sodann haben aber auch die Reformatoren selbst als historische Gestalten ein strenges Recht auf vorurteilslosere, unparteiische, objektive Würdigung, wie denn namentlich auch ihre guten Seiten und persönlichen Vorzüge, an denen es nicht fehlt, gerechte Hervorhebung erheischen. Erfahrungsgemäß ist es der gehässige Ton der Polemik, welcher drüben am meisten verletzt und auch im eigenen Lager verstimmend wirkt, während es doch ein leichtes wäre, durch sachliche Vornehmheit, solide Beweisführung, Hochachtung vor der fremden Überzeugung eine durchschlagendere Wirkung zu erzielen, als durch polternd hohe Sprache, böswillige Verketzerung, Unterschiebung schlechter Motive. Auch die Leistungsfähigkeit des Protestantismus in der Verbreitung und Förderung von Wissenschaft, Kunst, Religiosität und Kultur sollte nicht unterschätzt, noch weniger in Zweifel gezogen werden. Endlich möge man nicht vergessen, daß die Reformationskirchen, welche nunmehr auf eine 400jährige Geschichte zurückblicken, doch so manches alte Erbstück aus dem Katholizismus, wie Glaubenssymbole, Bibel 2c., treu bewahrt und damit ihre innere, wenn auch noch so lose Verbindung mit der Kirche nicht ganz aufgegeben haben. Ist doch schon die bloße Taufgemeinschaft ein innerer Kitt, stark genug, um die christlichen Konfessionen zu einer großen Christusgemeinschaft zusammenzuschließen, wenn diese auch bis zur eigentlichen Kirchengemeinschaft nicht fortschreitet. Eine solche Betonung des Gemeinsamen und Einigenden statt Hervorhebung des Verschiedenen und Trennenden ist in hohem Maße geeignet, einen gemeinsamen Boden zu schaffen, auf dem alle Konfessionen für christliches Wesen in Familie und Staat wirken und für das gemeinschaftliche Vaterland ihre besten Kräfte einsetzen können." — Bei den Ultramontanen hat sich mit obigem Urteil der katholische Professor jedenfalls keinen Stein ins Brett gesetzt. F. B.

In dem verflossenen akademischen Schuljahr kamen in Berlin auf 7503 Studenten 227 Doktorpromotionen, in Bonn auf 2294 Studenten 118 Promotionen, in Breslau auf 1770 Studenten 114; in Erlangen auf 982: 170; in Freiburg auf 1331: 138; in Gießen auf 1071: 119; in Göttingen auf 1370: 145; in Greifswald auf 687: 138; in Halle auf 1753: 119; in Heidelberg auf 1359: 172; in Jena auf 826: 123; in Kiel auf 758: 170; in Königsberg auf 925: 72; in Leipzig auf 3372: 545; in Marburg auf 1154: 100; in München auf 4609: 289; in Münster auf 1204: 28; in Rostock auf 519: 305; in Straßburg auf 1333: 102; in Tübingen auf 1387: 107; in Würzburg auf 1283: 150.

Von den drei christlichen Kirchen in Frankreich scheint sich die lutherische am leichtesten und sichersten, auch in finanzieller Beziehung, in die neuen Verhältnisse zu finden, die die Gesetzgebung des letzten Jahres geschaffen hat. Das ist um so erfreulicher, als sie, wie an Größe, so an eigenem Vermögen und Wohlhabenheit ihrer Glieder auch hinter der reformierten weit zurücksteht. Die „A. E. L. K." schreibt: „Die evangelisch-lutherische Kirche Frankreichs, die vornehmlich aus den beiden Gruppen von Paris und Mömpel-

gard besteht, hat ihre Neukonstituierung vorgenommen in einer zu Mömpelgard abgehaltenen Generalsynode. . . . Als es sich darum handelte, den Grundartikel der nun nicht staatsfreien, aber doch vom Staate getrennten Kirche festzustellen, verlas der Vorsitzende den Artikel 1 der konstituierenden Synode von 1872, der also lautet: ‚Die evangelisch-lutherische Kirche Frankreichs, sich fest an die Glaubens- und Freiheitsgrundsätze haltend, auf welche die Reformatoren sie gegründet haben, proklamiert die souveräne Autorität der Heiligen Schrift in Glaubenssachen und hält als Grundlage ihrer Konstitution die Augsburgische Konfession fest.' Sofort erhob sich einmütig die ganze Versammlung, und Inspektor Weber-Paris dankte in heißem Gebete dem HErrn der Kirche für alle Güte und Treue, die er ihr bisher hat widerfahren lassen. Man einigte sich sodann noch über die zunächst wichtigsten Punkte des kirchlichen Lebens, wie z. B. die Wahlbedingungen, sodann die kirchlichen Taxen bei Kasualhandlungen, welche indes abgewiesen wurden, ferner über die Ernennungen der kirchlichen Inspektoren, die auf 7 Jahre gewählt werden und mit dem 70. Lebensjahre nicht mehr wählbar sind. Das Wahlrecht wurde auf 21 Jahre festgesetzt, die Wählbarkeit auf 25 Jahre; auch den Frauen wurde das kirchliche Wahlrecht zuerkannt. Auch wurde bestimmt, daß die bisher durch Innere Mission gesammelten großen Gemeinden, wie St. Denis, Quatre-Chemins, Elbeuf, je einen Kultusverein bilden sollen und ihre Delegierten in die Provinzialsynode senden dürfen. Die Gemeinde Elbeuf hat dies bereits getan. Die lutherische Bevölkerung von Paris, die früher nur einen Kirchenrat bildete, ist jetzt in zwölf Pfarreien mit je einem Kirchenrat geteilt." Leider ist aber die lutherische Kirche Frankreichs mit dem Staatskirchentum den Unionismus und Liberalismus nicht los geworden. — Unter großen Schwierigkeiten vollzieht sich die Reorganisation der reformierten Kirche. Eine Zusammenfassung der verschiedenen Richtungen in eine einige reformierte Kirche Frankreichs hat sich schon bei der Generalsynode von Orléans als unmöglich erwiesen. So hat sich denn der positive Teil der Reformierten zusammengefunden in der anfangs Juni versammelten Synode von Montpellier. Aus 20 Distriktssynoden waren 99 Vertreter erschienen, die freilich auch nicht ganz und gar eines Sinnes waren, denn es gab auch hier eine Rechte, ein Zentrum und eine Linke. Fünfzehn Sitzungen waren nötig, um endlich ein Einverständnis herbeizuführen. Bisher hatte man von den Gemeinden, die zur offiziösen orthodoxen Generalsynode sich hielten, verlangt, daß sie das Glaubensbekenntnis vom Jahre 1872 annehmen, daß der Pfarrer demselben beistimme und daß sie die presbyterianische Kirchenordnung festhalten; manche Gemeinden aber hatten unter dem Einfluß der Pfarrer einleitende Bemerkungen bei der Annahme des Bekenntnisses beigefügt, die eine Freiheit in der Lehre gestatteten, welche nun eingeschränkt werden soll. Man hat sich über folgende Punkte geeinigt: Die Gemeinden sollen in ihre Statuten das Glaubensbekenntnis von 1872, das die großen biblischen Heilstatsachen klar und bestimmt ausspricht, aufnehmen. Dieses Bekenntnis wird das gesetzlich geltende sein, ohne daß jedoch jedes einzelne Mitglied darauf verpflichtet werden soll. Als Pfarrer sollen nur solche ernannt werden, die bei aller freien theologischen Forschung diesem Bekenntnis beistimmen. Vollständige Einhelligkeit über diese Punkte ist auf der Synode nicht erzielt worden, denn 30 Mitglieder haben sich des Stimmens enthalten, während 65 zustimmten. Was den liberalen Teil der Reformierten betrifft, so bleibt

abzuwarten, welch ein neues Kirchenwesen sie aufrichten werden. Manche meinen, es dürfte ihnen Schwierigkeiten bereiten, die zur Erhaltung ihrer Gemeinden nötigen Mittel aufzubringen. In Frankreich gibt es also von nun an eine positive und liberale reformierte Kirche. Und den letzten Nachrichten zufolge hat sich schon eine dritte gebildet. Am 12. Juli haben etwa 30 Pastoren erklärt, daß sie keiner der beiden Kirchen beitreten werden. In ihrem Rundschreiben stellen sie ein positives Glaubensprogramm auf und beschwören die Gemeinden, den alten Parteihader und die Parteinamen fallen zu lassen und sich nur christliche Protestanten oder reformierte Protestanten zu nennen. — Eine Folge des Trennungsgesetzes für die reformierte Kirche ist auch eine bedeutende Verminderung der Pfarrstellen. Wo früher drei und zwei Prediger standen, wird künftig nur einer angestellt werden. — Die Pariser evangelische theologische Fakultät scheidet ebenfalls infolge des Trennungsgesetzes mit dem 1. November aus dem Verbande der Universität Paris aus. Ein besonderer Verein wird für den Fortbestand dieser Fakultät sorgen, die jährlich etwa 60,000 Francs gebraucht, wovon aber schon 40,000 Francs gezeichnet sind. F. B.

Religion und Geistesstörung. Dieses Thema stand zur Verhandlung auf der diesjährigen Versammlung deutscher Spezialisten über Wahnsinn und seine Ursachen. Es war kein einziger vorhanden, zu dessen Kenntnis ein Fall von Wahnsinn infolge von Religion gekommen wäre, und die Majorität erklärte sich dahin, daß Wahnsinn als Folge und Wirkung der Religion überhaupt nicht möglich sei. Freilich gäbe es Geistesstörungen, die ein religiöses Gepräge annähmen, aber dann sei das Religiöse nicht Ursache, sondern Symptom der Krankheit. Wenn aber Spezialisten behaupten, daß überhaupt gar keine Religion, auch keine falsche, oder Irreligiosität zum Wahnsinn führen kann, so ist das doch wohl falsch und dürfte seinen Grund haben in materialistischen Anschauungen, nach welchen alles Geistige nur Produkt des Materiellen ist und somit auch alle Geistesstörungen ihren alleinigen Grund nur in materiellen Vorgängen haben können. F. B.

Der norwegische Dichter Henrik Ibsen wurde auch durch ein Begräbnis auf Staatskosten geehrt. Dabei mußte ein Pastor der Landeskirche die Predigt halten und die Einsegnung vollziehen, obwohl Ibsen ein fanatischer Gegner des Christentums war. Ein Zuschauer schreibt: „Es bleibt nicht aus der Welt zu schaffen, daß hier ein Eingänger, ein Kämpfer, ein Selbständiger in dem Augenblick, wo er wehrlos geworden war, in Bezirke geschleppt wurde, die er nachdrücklich verlassen hatte. Mir wäre der Orthodoxe lieber, der sich folgestark weigert, seine Amtshandlungen am Leichnam eines Mannes wie Henrik Ibsen zu vollziehen. Björnsons zweiter Sohn, ein gescheiter Kauschere, der ein Ostasiengeschäft hat, erzählte mir, daß Ibsens letzter Ausruf, als man im Nebenzimmer sagte, daß es ihm besser gehe, Toermod! gewesen sei, wenn ich die Laute recht behalten habe. Sie bedeuten: Gerade nicht! Im Gegenteil! jedenfalls ein Protestruf. Er wird noch im Sarge bei manchem Wort des Pfarrers Toermod! gerufen haben." Wohl in sämtlichen protestantischen Landeskirchen werden gegenwärtig auch die bittersten Feinde des Christentums und Bekämpfer der Kirche bei ihrem Begräbnis von der Kirche geehrt, als ob sie treue Glieder der Kirche und Bekenner des Christentums gewesen wären. Das ist empörend. F. B.